

REMBERT WEAKLAND

Leben zwischen Rissen



REMBERT WEAKLAND

Leben zwischen Rissen

Erinnerungen eines Erzbischofs

Mit einem Vorwort von Margaret O'Brien Steinfels

Aus dem Englischen übersetzt von Heidi Rygh

Vier-Türme-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Deutsche Ausgabe des englischen Originaltitels

»A Pilgrim in a Pilgrim Church – Memoirs of a Catholic Archbishop«

William B. Erdmans Publishing Co., Grand Rapids, Michigan

© 2009 Rembert G. Weakland • ISBN 978-0-8028-6382-9

1. Auflage 2022

© Vier-Türme GmbH, Verlag, Münsterschwarzach 2022

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Matthias Hofmann

Redaktion und Gestaltung: Dr. Matthias E. Gahr

Umschlagmotiv © picture alliance / REUTERS / Allen Frederickson

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7365-0425-7

www.vier-tuerme-verlag.de

Inhalt

Vorwort	9
Margaret O'Brien Steinfels	

Prolog

Geklebte Bruchstücke	17
Milwaukee, Wisconsin, Mai 2002	

Teil I

Kapitel 1

Kohlenstaub im Blut	47
Patton, Pennsylvania, 1927 – 1940	

Kapitel 2

Wissensdurst	75
St. Vincent, Latrobe, Pennsylvania, 1940 – 1948	

Kapitel 3

Erschließung neuer Welten	107
Rom, 1948 – 1951	

Kapitel 4

Ein zweites Noviziat	127
New York/Mailand, 1952 – 1957	

Kapitel 5	
Ein Kirchenbild im Wandel	149
St. Vincent, 1957 – 1963	

Kapitel 6	
Das Erproben einer Führungsrolle	179
St. Vincent, 1963 – 1967	

Teil II

Kapitel 7	
Die Ewige Stadt	201
Rom, 1967 – 1973	

Kapitel 8	
Reisen in alle Welt	249
1967 – 1973	

Kapitel 9	
Weisheit im Alltag	295
1973 – 1976	

Kapitel 10	
Mein Dienst in den letzten Jahren	
Papst Pauls VI.	323
Rom, 1973 – 1977	

Teil III

Kapitel 11

Einarbeitung in das Amt des Erzbischofs . . .	361
Milwaukee, 1977–1983	

Kapitel 12

Der Entwurf von »Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle« . . .	419
1981–1986	

Kapitel 13

Klärung von Positionen	447
Milwaukee, 1983–1988	

Kapitel 14

Leben mit widersprüchlichen Kirchenmodellen	493
Milwaukee, 1989–1996	

Kapitel 15

Kämpfe auf der Zielgeraden	557
Milwaukee, 1996–2002	

Epilog

Abschließende Gedanken	625
---	------------

Danksagung	635
-----------------------------	------------

*Der ökumenischen und interreligiösen Gemeinde in Milwaukee,
den Gläubigen der Erzdiözese von Milwaukee,
aber insbesondere deren Priestern;
in Dankbarkeit.*

Prolog

Geklebte Bruchstücke

Milwaukee, Wisconsin, Mai 2002

Am frühen Abend des 31. Mai 2002 saß ich in meinem Büro, dem Büro des Erzbischofs von Milwaukee, und wusste, es würde das letzte Mal sein. Vieles hatte sich in diesem Raum abgespielt, es waren viele Entscheidungen getroffen, viele Interviews gegeben, viele bekümmerte Menschen gesehen worden. Neugierig blickte ich hinaus in die Menge, die sich versammelte, und zu den TV-Wagen und Kameras, wie sie den Parkplatz füllten. Dann sah ich mich im Zimmer um, mein Blick schweifte über die Bücher, die Statuen, die Bilder. Die bronzene Statue von Papst Paul VI. und das Gemälde von Papst Johannes Paul II. würde ich meinem Nachfolger hinterlassen. Mein Schreibtisch stand zwischen beiden. In meinem Herzen wusste ich, dass meine fünfundzwanzig Jahre als Erzbischof gute Jahre gewesen waren. Die konnte man mir nicht nehmen.

Ich war im Begriff, den Gläubigen der Diözese Milwaukee gegenüberzutreten, um eine notwendige, öffentliche Entschuldigung auszusprechen, zu der mich meine Auffassung von Kirche als Gemeinschaft von liebenden, sich stützenden und verzeihenden Gläubigen bewogen hatte. In meinem Kopf wiederholte ich ständig jedes Wort, das ich sagen wollte, um volle Verantwortung für mein Handeln zu übernehmen und nichts auf andere abzuwälzen. Dieser Bußgottesdienst sollte mir die Möglichkeit geben, mich zu

entschuldigen, und weniger Gott um Vergebung zu bitten, wie ich das schon so lange vorher getan hatte, sondern die Gemeinde. In diesem Bußgottesdienst haben wir einen öffentlichen Bußakt aufgegriffen, wie er in der frühen Kirche üblich war und in der monastischen Tradition fortgesetzt wurde. Meine Gedanken schweiften immer wieder zu dem monastischen Schuldkapitel und dem damit verbundenen Bild des milden Abts Alfred Koch, wie er jedes Jahr am Aschermittwoch mit offenkundiger Sanft- und Demut seine Fehler des vergangenen Jahres bekannte.

Ich saß in dieser gewohnten Umgebung, bereitete mich vor, betete ein paar Psalmen, versuchte mich zu konzentrieren, so gut es ging. Langsam und im Rhythmus meines Atems wiederholte ich Formen des »Jesusgebets«: ein Anruf wie »Liebender Heiland« oder »Herr Jesus« beim Einatmen, dann eine lange Pause und dann, mit beim Ausatmen, die Bitte »Bleib bei mir« oder »Gib mir Kraft«. Ich bat um die Kraft, vor den Klerus und die Menschen der Erzdiözese mit Aufrichtigkeit und Zuversicht hintreten zu können, um meine Entschuldigung anzubieten und um Vergebung zu bitten.

Ich stehe heute vor Ihnen, um mich zu entschuldigen und um Vergebung zu bitten.

Ich weiß – und Sie sicherlich auch –, um authentisch zu sein, muss die Kirche eine Gemeinschaft sein, die heilt. Ich weiß aber auch – und Sie ebenso – dass es keine Heilung gibt, wenn sie nicht auf Wahrheit beruht. In meinen Erläuterungen werde ich mein Bestes tun.

Ich entschuldige mich bei allen Gläubigen dieser Diözese, die ich so sehr liebe, bei allen Menschen und Priestern, für den Skandal, den meine Sündhaftigkeit verursacht hat.

Schon vor langer Zeit habe ich diese Sündhaftigkeit in Gottes liebendes und vergebendes Herz gelegt. Jetzt aber und für die Zukunft mache ich mir Sorgen um jene, deren Glauben durch mein Tun erschüttert worden sein könnte.

Die frühe Kirche tat gut daran zu erklären, dass Gott sich unvollkommener Instrumente bedienen kann, um sein Reich zu bauen, und dass die Wirksamkeit der Sakramente nicht von der Heiligkeit des Geistlichen abhängt. Für mich ist dieser Gedanke ein gewisser, wenn auch geringer, Trost. Er mindert in keiner Weise die Notwendigkeit, Ihrer aller Vergebung zu erbitten.

Ich bekenne und akzeptiere in vollem Umfang meine Verantwortung für die unangebrachte Art meiner Beziehung zu Herrn Paul Marcoux. Ich entschuldige mich für jeglichen Schaden, den er erlitten haben mag. Zu dieser Zeit, 1979, habe ich diese Verantwortung nicht in derselben Weise wahrgenommen wie heute. Ich habe eingesehen und verstehe, wie die Macht eines römischen Kollars und mehr noch, einer bischöflichen Mitra, sich in einer derartigen Beziehung auswirken kann.

Es gibt verständliche Besorgnis bezüglich des Geldes, das im Rahmen des Vergleichs 1998 bezahlt wurde. Diesen Vergleich habe ich als Kompensation für Paul Marcoux verstanden, da er geltend gemacht hatte, dass ich seine Erwerbstätigkeit behindert hätte. Um kein Geld für einen Rechtsstreit auszugeben, war ich zu einem Vergleich bereit. Im Nachhinein ist mir klar geworden, warum das nach »Schweigegeld« aussieht. Vielleicht hätte ich die Angelegenheit anders handhaben sollen. Auch dabei wären der Kirche umfangreiche Kosten entstanden, aber zumindest wäre mit der Sache offen umgegangen worden. Ich befürchtete, hätte ich den Vergleich nicht akzeptiert, einen Skandal und Beschämung für mich und die Kirche. Für diesen fehlenden Mut entschuldige ich mich.

Das Geld kam nicht aus der Verwaltung oder aus Mitteln für karitative oder pastorale Aufgaben. Meiner Meinung nach hatte ich der Diözese mehr Geld gegeben als den Betrag des Vergleichs. Zu meiner andauernden Beschämung erfahre ich nun, dass das nicht stimmt. In meinen verbleibenden Jahren werde ich weiterhin der Diözese zukommen lassen, was ich kann, und selbstverständlich wird die Diözese erben, was ich zum Zeitpunkt meines Todes besitze.

Menschen, die um mich besorgt sind, fragen, wie ich mich im Moment fühle. Die treffendsten Wörter, meine Gefühle zu beschreiben, sind wohl Reue, Zerknirschtheit, Scham und Leere. Dieses letzte Wort erinnert mich an eine Einsicht der hl. Theresese von Lisieux. Sie schrieb einmal, sie wolle mit leeren Händen vor Gott treten. Ich denke, ich weiß jetzt aus eigener Erfahrung, was sie mit diesem Satz meinte. Ich habe gelernt, wie zerbrechlich meine menschliche Natur ist und wie sehr ich Gottes liebender Umarmung bedarf. Mit leeren Händen bedeutet für mich jetzt, mein Menschsein völlig zu akzeptieren, ganz so, wie Christus aus Liebe seine menschliche Natur angenommen hat. Für mich bedeutet es aber auch, voll empfänglich zu sein für alles, was Gott in diese Hände legen will, mit leeren Händen immer bereit zu sein, neues Leben zu empfangen.

Ich bin mir aber auch bewusst, dass Selbstmitleid und Stolz bleiben werden. Diesen Stolz muss ich hinter mir lassen. Jeden Tag will ich versuchen, Gott mehr Raum zu geben, sodass er mein Leben mehr und mehr durchdringen kann. Schließlich glaube ich, dass die Menschheit, die Gott so liebte und erlösen wollte, mein eigenes Menschsein eingeschlossen, durch seine liebende Umarmung und Gnade gewandelt werden wird.

Nochmals entschuldige ich mich bei Ihnen allen. Sie waren so außerordentlich liebevoll und besorgt um mich, während all dieser Jahre und auch jetzt in dieser Zeit der Krise für mich und für Sie. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen sagen, wie dankbar ich Ihnen allen bin, für Ihren Eifer und lebendigen Glauben, den Sie während der Zeit, als ich das Privileg hatte, hier zu dienen, gezeigt haben. Ich danke auch all den Fachleuten, die mit ihrem Können und Wissen zu dieser Vitalität beigetragen haben. Ich danke allen für die wunderbare Unterstützung, die Sie mir über die Jahre und im jetzigen Moment zeigen und gezeigt haben. In Zukunft rechne ich mit Ihrem Gebet und hoffe auf Ihre Vergebung.

Dieser Bußgottesdienst mit seinen düsteren Reue-Gebeten und seiner Kraft, Versöhnung zu ermöglichen, hat mir erneut bestätigt, dass in Krisenzeiten das Ritual das größte Geschenk der katholischen Tradition ist. Ich konnte meine »Beichte« und Reue aus tiefstem Herzen vor den Menschen, die mir so sehr vertraut hatten, öffentlich zum Ausdruck bringen.

Wie kam es, dass mein Leben als Erzbischof mit einem Bußgottesdienst geendet hat? Wie konnte es zu diesem Ende kommen? Mir wurde ein privilegiertes Leben geschenkt. Mein Kloster hat mir eine hervorragende Ausbildung und die besten monastischen Schulungen angeeignet lassen. Die Benediktineräbte der Welt hatten mich zum Abtprimas gewählt. Papst Paul VI. ernannte mich zum Erzbischof von Milwaukee. In Kirchenkreisen hatte ich einen Platz als seriöse und vorausschauende Führungsfigur gefunden. Langsam, aber sicher hatten mich die Menschen von Milwaukee akzeptiert und Freundschaft geschlossen. Die katholischen Bischöfe der USA hatten mir die Ausführung schwieriger und zeitaufwendiger Aufgaben anvertraut. Und jetzt ging diese Welt um mich herum in die Brüche.



Von 1945 an, als ich mich den Mönchen der Erzabtei St. Vincent in Latrobe, Pennsylvania, anschloss, bis 1977 hatte das benediktinische Ideal mich genährt, intellektuell wie auch spirituell; ich blühte auf in der Gemeinschaft. Zwei tragende Kräfte, die täglichen monastischen Gebete und das Leben in der Gemeinschaft, waren eine andauernde Unterstützung meiner zölibatären Verpflichtung. Mit meiner Ernennung zum Erzbischof von Milwaukee, 1977, war diese Routine nicht mehr vorhanden und meine innere Reise unterbrochen. Das Bischofsamt veränderte meine Identität von Grund auf und ich musste meine priesterliche und spirituelle Reise neu antreten.

Auf den Gedanken einer Bischofsernennung wäre ich nie gekommen. Hätte ich solche Ambitionen gehegt, wäre ich nie ins

Kloster eingetreten. Aber als Papst Paul VI. mich darum bat, konnte ich nicht Nein sagen. Er war so freundlich und großzügig zu mir gewesen während meiner zehn Jahre in Rom als Oberer der Benediktiner. Und obwohl ich erhebliche Zweifel hatte, beschloss ich, mein Bestes zu geben, und nahm den Posten in Milwaukee an.

In kurzer Folge ereigneten sich zwei drastische Veränderungen. Ich war noch kein Jahr in Milwaukee, als Papst Paul am 6. August 1978 starb. Meine Mutter, die mein Leben am deutlichsten geprägt hat, folgte ihm einen Monat später. Der Verlust meiner monastischen Gemeinde, meiner Mutter und der Freundschaft Pauls VI. haben meine ersten Jahre in Milwaukee sehr schwer gemacht; Schwierigkeiten, die sich durch die Veränderungen in Rom weiter verkomplizierten. Die Wahl von Kardinal Karol Wojtyła, nach dem verfrühten Tod Papst Johannes Pauls I., hat mich nicht verwundert, und meine anfänglichen Reaktionen waren positiv. Aber schon bald merkte ich, dass ich wegen einiger Bemerkungen, die Leute aus Milwaukee's großer polnischer Gemeinde gekränkt hatten, eine schlechte Ausgangsposition beim neuen Oberhirten hatte. In der Folge erreichten ihn Beschwerden über meine Entscheidungen in der Erzdiözese mit schöner Regelmäßigkeit. Ein ausführlicher Bericht über diese ersten Jahre in Milwaukee und meine wiederholten Schwierigkeiten mit dem neuen Papst und Mitgliedern seiner Kurie folgt später in dieser Erzählung; ich erwähne es hier, da sie eine weitere Hürde auf der Suche nach meinem Weg als Bischof darstellten und mein Gefühl verstärkten, mit dem Ausfüllen meiner neuen Rolle alleingelassen zu sein.

Während dieser Monate der Einsamkeit, der Isolation und der Verletzlichkeit, begann ich eine Freundschaft mit Paul Marcoux, der damals Anfang dreißig war. Uns verband ein Interesse an der Theologie von P. Bernard Lonergan SJ und die Liebe zur Musik; er hatte eine gute Baritonstimme. Damals hielt ich ihn für reif und verständnisvoll, obwohl er vielleicht etwas haltlos war. Soweit ich weiß, hat er sein Musikstudium nie zu Ende gebracht; er arbeitete in einer Fabrik im nahen Waukesha.

Anfangs traf ich Marcoux bei öffentlichen Veranstaltungen, wo wir uns nach Vorträgen oder Konzerten unterhielten, oder bei zufälligen Begegnungen. In diesem Stadium meines Lebens hatte ich meine homosexuelle Veranlagung akzeptiert, ein Bewusstsein, das ich seit meiner Jugend unterdrückt hatte, das sich aber verspätet in meinen Vierzigern zurückmeldete. Ich werde später noch über den Schock berichten, als ich entdeckte, dass ich für andere sexuell attraktiv sein könnte, mit den entsprechenden Spannungen bezüglich meines Keuschheitsgelübes. Jedenfalls ... was als Bekanntschaft mit Marcoux begann, entwickelte sich zur Freundschaft und bald darauf zu einer idealisierten, ja romantischen Verliebtheit meinerseits. Als er mich im Sommer 1979 zum Abendessen einlud, folgte ich seiner Einladung. Der Abend endete in sexuellen Berührungen, die er später als »date rape« bezeichnete. Unsere sporadische Beziehung lief einige Monate weiter, während ich, vor dem Konflikt mit meinem Keuschheitsgelübe, vor der Sündhaftigkeit des Ganzen und vor der unvermeidlichen Desillusionierung die Augen verschloss. Mit der Zeit wurde deutlich, dass Marcoux weniger Freundschaft als vielmehr große Summen Geldes für »Christodrama« im Sinn hatte. Das ist eine auf biblischen Geschichten basierende Form von Psychodrama mit Akteuren, die Rollen spielen. Ich stand dem Projekt kritisch gegenüber. Paul hatte weder einen Abschluss in Psychologie oder -therapie, noch konnte er mit Geld umgehen. Trotzdem, und um meine Unterstützung zu zeigen, steuerte ich dem Projekt 14.000 Dollar bei, was tatsächlich meinen gesamten Ersparnissen entsprach, und ich machte ihm klar, dass ich über keine weiteren persönlichen Mittel verfügte, ihm also keine weitere finanzielle Hilfe bieten könnte.

Als er seinen Job in Waukesha kündigte und darauf bestand, dass ich ihm Geld gebe, kam ich langsam zur Vernunft. Es war meine Hoffnung gewesen, ihn teilhaben zu lassen an meinen tiefsten Interessen und hohen Zielen; er hatte, zweifellos, seine eigenen Erwartungen. Er brauchte finanzielle Sicherheit, um weiter seine persönlichen Ziele, besonders die Entwicklung des »Christodrama«, verfolgen zu können. Mit der weisen Hilfe eines Beicht-

vaters, eines Jesuiten, und eines Psychologen, gelangte ich zu der Einsicht, dass ich Marcoux' Persönlichkeit und Bedürfnisse falsch eingeschätzt hatte, und dass diese Beziehung keine Antwort auf meine Einsamkeit war.

Er begann, Drohbriefe mit hohen Geldforderungen zu schicken. Ich konsultierte einen unabhängigen Anwalt. Der bezeichnete das als Erpressung. Der Staatsanwalt von Milwaukee sah das genauso und eröffnete mir zwei Optionen. Ich könnte ihn verklagen und damit die ganze dazugehörige Publicity in Kauf nehmen. Oder ich könnte die Klage zurückziehen, dann bliebe nichts davon in den Akten der Staatsanwaltschaft zurück. Ich beschloss, die Sache fallenzulassen. Mein Anwalt riet mir, die Zuständigen in Rom zu konsultieren, aber das war das Letzte, was ich tun wollte. Da meine Beziehungen zum neuen Pontifikat nicht eben positiv waren, konnte ich mir keine teilnahmevolle Anhörung erwarten. Die Sache zu diesem Zeitpunkt nicht zu bereinigen – das war dennoch und zweifellos ein großer Fehler.

In einem Versuch, die Sache zu beenden, schrieb ich am 24. August 1980 einen Brief an Marcoux, eine Art Erklärung, warum unsere Freundschaft keine Zukunft haben könne. Meine Mutter hatte mir einmal den Rat gegeben, niemals etwas zu Papier zu bringen, was ich nicht die ganze Welt lesen lassen wollte. Eine weise Frau, wie vorausschauend sie war! Obwohl ich zögerte, meine Gefühle niederzuschreiben, tat ich es, leichtsinnigerweise, aus einer Art pastoraler Pflicht heraus und im Vertrauen auf Marcoux' Loyalität. Ich wollte meine tiefe Zuneigung ausdrücken, ohne meine Sorge über seine Geldforderungen für das »Christodrama«-Projekt zu verhehlen. Doch mehr als alles andere beabsichtigte ich, ihm klarzumachen, dass mir meine Gelübde als Benediktinermönch heilig waren, auch wenn ihm das unsinnig erschien. Ich wies ihn auf diese Hinderungsgründe für eine echte Freundschaft hin, wohlwissend, dass ihm das missfallen würde.

Während der letzten Monate ist mir immer mehr bewusst geworden, wie sehr ich unter Druck stand, wie angespannt und schwermütig, ohne wirkliche Freude. Ich konnte überhaupt nicht mehr beten. Es kam mir vor, als sei ich mit Gott nicht ehrlich. Ich meinte vor ihm zu fliehen, ihm nicht ins Gesicht sehen zu können. Ich weiß, was das Problem war, ich hatte dein Gewissen an meine Stelle treten lassen, und damit konnte ich nicht leben. Ich fühlte mich wie der schlimmste Heuchler der Welt. So besann ich mich allmählich wieder darauf, welchen Stellenwert das Zölibat in meinem Leben hat – nicht nur ein körperliches Zölibat, sondern die Freiheit, die aus der zölibatären Verpflichtung erwächst. Ich wusste, ich musste mich der Sache stellen und mein Gelübde, das ich zum ersten Mal vor vierunddreißig Jahren abgelegt hatte, ernst nehmen. Meine Aufgabe als Priester und Erzbischof war mir in diesen Monaten fast unerträglich geworden, und es wurde mir klar, dass ich an einem Scheideweg stand – ich wusste, ich musste den Mut finden, eine Entscheidung zu treffen. Paul, es gibt für mich keine andere Lebensform. Mach' dich lustig über mich, wenn du willst – damit rechne ich. Sag' mir, ich suche Ausflüchte, aber ich muss ich selbst sein ... ich muss frei sein und unbelastet, wenn ich der Kirche uneingeschränkt dienen will. Für mich gibt es keinen anderen Weg ...

Bald darauf zog Marcoux nach Madison und ich verlor ihn aus den Augen. In den folgenden Jahren hörte ich von Mönchen des einen oder anderen Benediktinerklosters in Europa, dass ein Gast, Mr. Paul Marcoux, angeblich ein enger Freund von mir, seine Grüße übermitteln wollte. Einmal schrieb Marcoux mir einen kurzen Brief mit der Bitte, »wieder nur gute Freunde zu sein«. (Freunde haben mir berichtet, dass er Schwierigkeiten hatte, sein »Christodrama«-Projekt bei den Bischöfen zu vermarkten, und man hatte ihm gesagt, ein Wort der Unterstützung von mir könnte sehr hilfreich sein.)

Durch die Begegnung mit Marcoux befand ich mich in einem aufgelösten Zustand. Noch immer sehnte ich mich nach einer Beziehung, einer Freundschaft, in der mich jemand verstehen und so akzeptieren würde, wie ich bin. Wie in einer Gegenbewegung, er tappte ich mich in den folgenden Jahren immer wieder bei dem Versuch, eine intime Beziehung mit jemandem zu finden. Schließlich wurde mir klar, dass die Suche nach einer derartigen Beziehung für einen Mönch und Bischof sündhaft war, und, im Licht meines späten sexuellen Erwachens, eine pubertäre Reaktion. Nur sehr zögerlich konnte ich mich mit meiner Einsamkeit abfinden. Ich unternahm Schritte, die mein Leben und meine Sendung in ein positiveres Licht stellten, was mir die Möglichkeit gab, zu der Art von Bischof zu werden, der ich sein wollte. Es dauerte einige Zeit, bis ich verstand, was geistliche Autoren immer schon gesagt hatten, nämlich, dass in allen Menschen ein Loch ist, eine tiefe Leere, eine unerfüllte Sehnsucht – die manche stärker wahrnehmen als andere –, und dass in jene Leere und Einsamkeit keine andere Person wirklich vordringen kann; es wäre von jeglichem Geschöpf zu viel verlangt. Diese Leere kommt von der Sehnsucht nach dem Transzendenten und kann mit nichts anderem gefüllt werden. Menschliche Liebe kann nur ein Bild, ein Symbol sein für die Erfüllung, die aus dem Göttlichen kommt. Augustinus schrieb, dass unser Herz unruhig sei, bis es in Gott ruhe. Ich habe gelobt, diese spirituelle Unruhe anzunehmen, mit ihr umzugehen, nicht zu erwarten, dass sie verschwindet, sondern sie nutzen zu wollen, um mit mehr Mitgefühl auf andere, die die gleiche Leere verspüren, einzugehen.

Beinahe zwanzig Jahre später kam mein Brief an Marcoux zurück, um mich heimzusuchen. Im Herbst 1997 kam Matt Flynn, ein Anwalt der Diözese, zu mir, um mir zu sagen, dass ein Anwalt im Auftrag von Marcoux an ihn herangetreten sei, mit einer Schadensersatzforderung wegen sexuellen Missbrauchs, der, wie er behauptete, 1979, als er gerade Anfang dreißig war, geschehen sei. In ein paar Tagen sollte ich nach Rom fliegen und an einer Bi-

schofssynode teilnehmen. Während dieses Treffens, Ende November/Anfang Dezember, war ich in ständigem Telefonkontakt mit den Anwälten zu Hause. Schließlich ließ man die erste Forderung fallen, da Marcoux' Anwälte überzeugt waren, dass die Angelegenheit verjährt war. Marcoux' nächstes Ansinnen war, mir den Brief, den ich im August 1980 geschrieben hatte, für eine Million Dollar zu verkaufen: Das war ein erneuter Versuch, mich zu erpressen, den ich rundweg ablehnte.

Die Synode in Rom war beendet und ich kehrte zu meiner umfangreichen Agenda als Bischof zurück. Einige Monate später hörte der Anwalt der Erzdiözese nochmals von dem Anwalt in Montreal, der Marcoux vertrat. Diesmal hatte die Klagedrohung einen anderen Ansatz, nämlich, ich hätte mich in sein Berufsleben eingemischt und ihn, durch meine negative Haltung dem Christodrama gegenüber, daran gehindert, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wieder verlangte er eine Million Dollar. Das juristische Dokument war umfangreich und führte Orte in ganz Europa und den Vereinigten Staaten an, wo solche Einmischung stattgefunden haben sollte. Ich hatte keine Möglichkeit, mich zu erinnern, wann oder wie ich auf die Anfrage von Bischöfen oder anderen Fachleuten, die möglicherweise daran interessiert waren, Christodrama in ihrer Diözese zu implementieren, reagiert habe. Es ist durchaus denkbar, dass ich kritisch geantwortet habe, ohne im Entferntesten daran zu denken, dass dies die Basis eines zukünftigen Gerichtsverfahrens sein könnte.

Noch nie war ich mit einer derartigen Situation konfrontiert. Bestandteil des vorgeschlagenen Vergleichs sollte, neben anderen Dingen, Folgendes sein: keinerlei Geständnis von Missbrauch meinerseits, ein Ende von Marcoux' Geldforderungen und die Wiederbeschaffung und Vernichtung meines Briefes von 1980. Im tiefsten Inneren wusste ich, dass das nicht möglich war. Ich habe stark vermutet, dass der *Milwaukee Journal Sentinel* und andere Zeitungen Kopien dieses Briefes hatten, die er nicht zurückbekommen könnte. Die späteren Ereignisse sollten bestätigen, dass meine Vermutung nicht unbegründet war.

Der Schlichtung zuzustimmen war keine leichte Entscheidung. Stundenlang saß ich auf der beruhigenden, eingeschlossenen Terrasse meines Hauses und wog die Optionen gegeneinander ab. Die Hoffnung, eine Last abzuschütteln, die mich schon Jahrzehnte bedrückte, war verlockend. Meinen guten Namen zu bewahren spielte sicherlich eine erhebliche Rolle in meinen Denkvorgängen. Doch würde es das Ende sein? Die Rechtsberatung riet zum Vergleich, da die Kosten einer Gerichtsverhandlung sehr hoch sein würden, wahrscheinlich mehr als eine halbe Million Dollar, in Anbetracht der Anzahl der Aussagen, die aus aller Welt eingeholt werden müssten.

Ich spielte mit der Möglichkeit, Rom um die Annahme meines Rücktrittsgesuchs zu bitten, um so vor Gericht gehen zu können. Aber ich hatte nicht den Mumm zu einem öffentlichen Verfahren. In einer Kultur wie der unsrigen, wo die Privatangelegenheiten von Menschen zur täglichen Unterhaltung anderer dienen, befürchtete ich, die ganze Sache würde aufgebauscht werden und aus den Fugen geraten. Obwohl ich mir sicher war, dass ich gerechtfertigt aus der Missbrauchsklage herauskommen würde, wusste ich doch, dass mein Ruf beschädigt würde. Auch war ich nicht sicher, ob ich gegen Marcoux' Klage, ich hätte ihn daran gehindert, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, gewinnen könnte. In der momentanen Haltung gegenüber den katholischen Bischöfen in den Vereinigten Staaten war es durchaus denkbar, dass die Geschworenen ihm noch mehr Schadensersatz zuerkennen könnten, als er forderte. Würde dieser Vergleich mir erlauben, meine Amtszeit als Erzbischof mit fünfundsiebzig zu beenden? Das wäre nur dann möglich, wenn die Vertraulichkeit des Vergleichs absolut wäre, doch ich hegte die Befürchtung, dass diese Vertraulichkeit längst durch die Verbreitung meines Briefes von 1980 zerstört war.

Nach vielen Gebeten und Überlegungen schickte ich den Anwalt der Erzdiözese nach Montreal, um einen Vergleich auszuhandeln. Ich hatte beschlossen, einer außergerichtlichen Einigung zuzustimmen, wenn die Verhandlung zwischen den Anwälten den

Betrag unter eine halbe Million bringen würde. Nach Kirchenrecht hätte jede höhere Summe vor den Finanzrat der Erzdiözese kommen müssen, was eine öffentliche Verhandlung hätte nach sich ziehen können. Man einigte sich auf 450.000 Dollar. Alle Kopien des Briefs von 1980 wurden vernichtet und der Fall ad acta gelegt. Der Revisor der Erzdiözese versicherte mir, dass der Bau fond, aus dem die Erzdiözese alle derartigen Vergleiche bezahlte, über genügend Mittel verfügte, um diesen Betrag zu decken. (Ich habe damals nicht nachgefragt, welche Immobilien zuletzt verkauft worden waren und welche Gelder auf dieses Konto eingezahlt wurden.)

Der Vergleich – er war ziemlich eng, versicherte mir der Anwalt – wurde unterschrieben. Aber die Sache lag weiterhin schwer auf meinem Herzen. Hatte ich das Richtige getan, oder nur meine eigene Haut geschützt? Wieder und immer wieder habe ich mich gefragt, warum ich die Sache nicht nach Rom gebracht habe, aber zur damaligen Zeit schien es keine Alternative zu sein, mich dem Papst und der Kurie auszuliefern. Ich war überzeugt, dass es keine klaren und sicheren Prozesse gab, mittels derer sich ein Bischof verteidigen konnte. Die Behandlung, die Bischöfe in ähnlichen Schwierigkeiten erhalten hatten, war wenig vielversprechend; die Vorgänge wurden in Schweigen gehüllt. Diese Fälle wurden nach Gutdünken des Papstes und seiner Mitarbeiter entschieden.

Auch in anderer Hinsicht fühlte ich mich eingeeignet, wie eine Geisel der Kirche; und das hatte zu tun mit einem weiteren meiner Gelübde. Als Mönch fand ich mein Armutsgelübde befreiend. Das Kloster kümmerte sich um meine persönlichen Bedürfnisse in mehr als angemessener Weise. Als ich aber, mit fünfzig, Bischof wurde, hat das Kirchenrecht dieses Gelübde ausgesetzt. Zum ersten Mal in meinem Leben musste ich eine Sozialversicherungsnummer beantragen und Einkommensteuer bezahlen. Jetzt kümmerte sich die Erzdiözese um meine Bedürfnisse, und zwar sehr großzügig; Mein Gehalt betrug tausend Dollar im Monat. Davon musste ich Kleidung, Hygieneartikel, Bücher, Musik, Urlaube und Spenden an karitative Organisationen oder andere Sachen, die

ich unterstützen wollte, bestreiten. Alles weitere, Einkommen, wie Tantiemen von meinen Schriften, Honorare für Vorträge oder andere öffentliche Funktionen, Messstipendien, etc. – ging entweder an mein Kloster oder an erzdiozesane Körperschaften. Daher war mein Gespartes dürftig und ich hätte die Summe, die für den Marcoux-Vergleich nötig gewesen wäre, nie aufbringen können.

Obwohl diese finanzielle Regelung mich von Geldsorgen befreien sollte, hatte sie doch den Kontrolleffekt, der aus der Abhängigkeit entsteht und der Angst, das persönliche Wohlergehen sei abhängig von der Laune anderer. Während meiner fünfundzwanzig Jahre als Erzbischof stieg mein Monatsgehalt im gleichen Maß, wie alle anderen Gehälter der Diözese, sodass ich, als die Klage kam, etwa 3.000 Follar verdiente. Es war mir gelungen, einen minimalen Betrag in ein Ruhestandskonto einzuzahlen, aber ich hatte nie genug Geld, um größere Anschaffungen zu tätigen.

Das klingt, als wollte ich mich beklagen, aber so ist es nicht gemeint. Die Kirche war immer gut zu mir, mir hat es an nichts gefehlt; ich konnte alle Dinge unterstützen, die mir am Herzen lagen. Aber Tatsache war auch, dass ich als Bischof nicht in der Lage war, einem außerordentlichen persönlichen Bedürfnis nachzukommen. Ich musste auf meine Abhängigkeit von der Kirche zurückgreifen. Das hat mich gestört.

Als ich mich für den Vergleich entschied, lastete das alles schwer auf meinen Gedanken. Darüber hinaus war ich es gewohnt, Vergleichen zur Lösung derartiger Probleme zuzustimmen. Ich musste nur den Revisor fragen, ob genug Geld auf dem Konto war, von dem wir Vergleiche bezahlten. Ohne zu fragen, woher das Geld kam, stimmte ich dem Vergleich mit Marcoux zu.

Es ist mir sehr schwergefallen, diese wenigen Seiten über den Vergleich zu schreiben. Ich habe versucht, ehrlich in der Beschreibung dessen zu sein, was mir damals durch den Kopf ging, wie ich die Ereignisse durchlebte und wie die Entscheidungen zustande kamen. Trotzdem bin ich immer noch verstört über meine eigenen Reaktionen. Die Anwälte der Diözese und meine persönlichen haben, auf Anfrage des Staatsanwalts, bezüglich der Quelle und

Legalität des Vergleichsgeldes, folgende Formulierung als korrekt bezeichnet: »Ich habe die Vergleichsvereinbarung als Entschädigung für Paul Marcoux hinsichtlich seiner Behauptung verstanden, ich hätte seine Möglichkeiten, Geld zu verdienen, gestört.« Eine Untersuchung durch den Bundesstaatsanwalt bestätigte, dass bei der Zahlung alles mit rechten Dingen zugegangen war. Aber der Verlust des Geldes hat mich doch gestört.

Aber der Leser weiß nur zu gut, dass die Sache mit dem Vergleich von 1997 nicht zu Ende war.

Am Morgen des 23. Mai 2002, eine Woche vor der öffentlichen Entschuldigung, war ich allein im Haus des Erzbischofs auf dem Gelände des St. Francis Seminars in Milwaukee. Nach einer unruhigen Nacht stand ich früh auf, ging in die Kapelle und kniete vor dem heiligen Sakrament. Der Schein des Ewigen Lichts spielte über die Figuren auf den Ikonen der Kapelle und ließ sie scheinbar tanzen. Ich entzündete eine kleine Votivkerze, die vor der Ikone der Maria mit dem Kind hing. Die Figuren waren auf Holz gemalt, in Gold und tiefen Rottönen, gegen einen düsteren, dunkelgrünen Hintergrund. Das Bild war ein Geschenk von Benediktinerinnen in Bosnien-Herzegowina; ich schätzte es sehr und hoffte, dass das Beispiel ihres Mutes mich stärken würde. Als ich mein abgegriffenes Stundenbuch hervorholte, erinnerte ich mich an die Stimme meines Novizenmeisters, der einmal sagte: »Wenn du das Offizium jeden Tag hältst, wird es in Zeiten von Angst und Stress dich halten.« Zu gerne würde ich sagen, ich hätte an diesem Morgen ruhig und zuversichtlich gebetet, aber das wäre nicht wahr. Ich war zu abgelenkt.

Langsam machte ich mich auf den Weg über die Treppe zu einem kleinen Aufenthaltsraum und stellte das Frühstücksfernsehen (»Good Morning America«) auf ABC an. Am Vortag hatten mich Mitglieder der Presse gewarnt, dass da eine Geschichte käme. Eine kurze Vorschau erwähnte einen Skandal um einen ka-

tholischen Erzbischof. Paul Marcoux erschien auf dem Bildschirm und beschuldigte mich des »date rape« (Vergewaltigung innerhalb einer Beziehung). Das sei 1979 geschehen, als er Anfang dreißig war, sagte er. Auch sagte er, es habe 1998 einen vertraulichen Vergleich von 450.000 Dollar zwischen ihm und der Erzdiözese von Milwaukee gegeben.

Als ich sein Bild auf dem Schirm betrachtete, stellte ich fest, dass ich ihn nicht erkannt hätte, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre. Ich war ein anderer Mann geworden und er auch.

Als ich auf die Uhr schaute und mir klar wurde, dass es in Washington DC schon eine Stunde später war, rief ich sofort Erzbischof Gabriel Montalvo, den Apostolischen Nuntius und Vertreter des Papstes in den Vereinigten Staaten, an, um ihn über die Sendung zu informieren. »Natürlich werden Sie das abstreiten«, sagte er. Ich gebe zu, da war eine flüchtige Versuchung, jegliches Geschehen abzustreiten. Dann wäre es ein Fall von Aussage gegen Aussage gewesen. Aber eine derartige Unwahrhaftigkeit konnte ich nicht mit mir vereinbaren. Darüber hinaus wäre es absurd gewesen, die Schlichtung von 450.000 Dollar zu erklären. Ich sagte zu Erzbischof Montalvo: »Ich werde jeglichen Missbrauch bestreiten, aber ich werde nicht sagen, es sei zwischen uns nichts geschehen.«

Es wurde nach Rom telegraphiert und mein Rücktritt als Erzbischof von Milwaukee war mit sofortiger Wirkung vollzogen. Tatsächlich hatte ich am 2. April, meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, meinen Rücktritt, wie das Kirchenrecht es vorschreibt, eingereicht. Ich habe den Brief selbst auf der Post in der Innenstadt von Milwaukee aufgegeben, damit mir dieser Moment als einer von dramatischer Veränderung im Gedächtnis bliebe. Drei Wochen später kam die Antwort. Der Rücktritt wurde *nunc pro tunc* angenommen, das heißt, er war akzeptiert, würde aber erst wirksam, wann immer die römischen Autoritäten so entschieden. Ich sollte im Amt bleiben, bis ein Nachfolger bestellt war.

In meinem Brief hatte ich dringend darum gebeten, sofort in den Ruhestand gehen zu dürfen, hatte aber dummerweise keinen Grund für diese Dringlichkeit angegeben. Die Presse machte im-

mer wieder Andeutungen, dass bald eine Skandalgeschichte erscheinen würde. Ich war müde und entmutigt. Ich wusste ja, dass es Monate, manchmal Jahre dauerte, bis ein Nachfolger ernannt war, und so hätte ich einen triftigen Grund für zügiges Handeln angeben sollen, aber ich zögerte und hoffte, es würde nicht zu lange dauern. Am 23. Mai 2002 dann wurden meine schlimmsten Befürchtungen wahr.

Kam diese öffentliche Enthüllung im Fernsehen ganz überraschend? Nicht wirklich. Es hatte Hinweise gegeben, dass die Presse Kenntnis von dem Vergleich hatte. Seit Jahren war ich sicher, dass die Herausgeber des *Milwaukee Journal Sentinel* eine Kopie des Briefes an Marcoux von 1980 hatten, in dem ich jede Verbindung zu ihm abbrach. In letzter Zeit hatte ich einige anonyme Memos von Insidern der Zeitung bekommen, die mir mitteilten, dass ein »Exposé« kommen würde. Eine Woche vor dem 23. Mai bekam ich einen eigenartigen und verstörenden Anruf von einem früheren Angestellten der Diözese, der mir eine Botschaft von einem Reporter, zu dem ich ein sehr gestörtes Verhältnis hatte, zukommen ließ. Dieser Zwischenträger sagte, die Geschichte der Marcoux-Affäre und des Vergleichs würde in der Show »Good Morning America« des Senders ABC gelüftet. Warum ließ man mir diese Information zukommen, und warum auf so schräge Art und Weise? Gerne hätte ich die Warnung als Akt der Güte ausgelegt, um vorbereitet zu sein, interpretiert, aber meine spontane Reaktion war, sie als Racheakt zu betrachten.

In eben diesen Wochen waren in der ganzen Erzdiözese verschiedene Feierlichkeiten anlässlich meines fünfundsiebenzigjährigen Bischofsjubiläums und bevorstehenden Ruhestands geplant. Mein Erscheinen in Kenosha am 21. Mai sagte ich ab, da ich die Bekanntgabe an dem Morgen erwartete. Als nichts passierte, beschloss ich, am Abend des 22. Mai, einem ähnlichen Gottesdienst in der St. Anthony Church in Pewaukee vorzustehen und zu predigen. Eine große Anzahl von Kameras aller großen TV-Sender warnten mich, dass D-Day bevorstand. Kein Wunder, dass ich diese Nacht nicht ruhig schlafen konnte. Schon seit geraumer Zeit

hatte ich Grund zur Annahme, es würde etwas passieren; bis dahin kam ich mir vor wie eine gefangene Geisel. Ja, ich war vorgewarnt, aber nie genug, um mir vorstellen zu können, welche Besorgnis und Verwirrung sich meiner bemächtigten, als es tatsächlich soweit war.

Die schwierigste Aufgabe, die ich nach der Geschichte in »Good Morning America« vor mir hatte, war, meinen Bruder und meine Schwestern anzurufen und ihnen so kurz und bündig wie möglich zu erklären, was da vor sich ging. Ich konnte ihnen die Last nicht abnehmen, noch den Schock dämpfen, ich konnte nur um so viel Verständnis bitten, wie eben in dem Moment, da sie auch so wenig wussten, aufzubringen war.

Obwohl ich Zeit gebraucht hätte, das Geschehene für mich einzuordnen, wusste ich doch, dass Entscheidungen, um der Priester und der Leute willen, sehr schnell gefällt werden mussten. Die folgenden Tage waren vollgepackt mit Besprechungen mit Mitarbeitern und Anwälten. Schnellstens musste eine Pressemitteilung aufgesetzt werden.

Mit aller Aufrichtigkeit konnte ich sagen, dass diese Angelegenheit kein Fall von »date rape« war. Aber im Licht der Stimmung der Zeit und der großen Anzahl von Fällen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen durch Kleriker, die ans Licht gekommen war, wusste ich, dass meine Situation so von einigen Mitgliedern der Medien behandelt werden würde, als gehöre sie in die gleiche Kategorie. (Die Zeit sollte mir mit dieser Vermutung recht geben.) Ich versuchte, einen kühlen Kopf zu bewahren und, so gut es ging, zu entscheiden, was als Nächstes zu tun war. Eines war klar: Ich wollte keine Verhandlung über Fernsehen und Radio. Ich würde mich nicht in Talkshows ziehen lassen, obwohl ich viele Einladungen bekam, auf Marcoux zu reagieren. Ich befürchtete, mich in die Art von Medien-Berichterstattungen zu verheddern, die aus persönlichen Schwächen öffentliches Entertainment machen, um lüsterne Neugier zu befriedigen.

Zwischen dem 23. und 31. Mai habe ich kaum Zeitung gelesen und keine TV-Berichte angeschaut. Ich brauchte Zeit für Gebet

und Besinnung. Ich wusste, ein kurzer Pressebericht war keine ausreichende Reaktion für Klerus und Laien der Diözese gewesen. Da war mehr vonnöten. Eine Pressekonferenz wurde vorgeschlagen, aber das schien mir nicht der angemessene Rahmen für eine Entschuldigung und Bitte um Vergebung. Ich war sehr besorgt wegen des Skandals, den diese Enthüllungen den Menschen gebracht hatten, die ich kannte und liebte, und so musste meine Antwort eine freimütige, öffentliche Entschuldigung in einer feierlichen Atmosphäre des Gebets sein. Ich legte meine »Beichte« ab und bat um Entschuldigung, wie ich zu Beginn dieses Kapitels erzählt habe. Die Reaktionen, die ich von vielen in der Erzdiözese bekam, waren ermutigend und bejahend. Langsam kamen Briefe von überall im Land, die mich fast ausnahmslos der Unterstützung und Vergebung der Menschen versicherten.



Nach der Entschuldigung und dem Bußgottesdienst am Abend des 31. Mai war meine erste Reaktion, mich in mir selbst zu verkriechen und dort, wie in einem Kokon, zu bleiben, mich wie in einer vergessenen Einsiedelei zu verstecken, bis Christus kommen würde, um mich in seinen sicheren und beschützenden Armen, wie Lazarus, über die Schwellen des Todes zu tragen und an die Brust des Vaters zu legen (Lk 16,19–31). Beschämung kommt einer Beschreibung meiner Gefühle am nächsten. Ich hatte Angst, mich in die Öffentlichkeit zu wagen, da ich den Blick aller Leute auf mich fürchtete, so als trüge ich einen scharlachroten Buchstaben. Ich wusste, dieses Schamgefühl könnte zur Erstarrung führen, daher bemühte ich mich, so gut es ging, darüber hinwegzukommen. Bestimmte Überzeugungen halfen mir dabei.

Schon viel früher hatte ich die Vorstellung, Menschen in gut und böse einzuteilen, verworfen und begann, jeden als Mischung zu sehen, wobei meistens das Gute dominiert. In einem Rückblick auf mein ganzes Leben, ohne einen einzelnen Moment herausstellen zu wollen, versuchte ich, das Gute und Böse abzuwägen, und

kam zu dem Schluss, dass, im großen Ganzen, das Gute wirklich überwog. Ich wollte mich nicht als schlechten Menschen einstufen lassen – schwach schon, aber nicht schlecht. Ich hatte den Eindruck, als gäbe es in der amerikanischen religiösen Tradition einen falschen »Calvinismus«, eine Tendenz, die Menschen so zu kategorisieren. Diese Tendenz hatte ich schon längst abgelehnt – so hat Jesus in den Evangelien die Sünder nicht behandelt. Ich wollte das in meinem Leben getane Gute ebenso zu akzeptieren lernen wie das Schlechte, und dabei das Gute nicht abwerten.

Zum Zweiten nahm ich mir vor, mich nicht vom Zorn beherrschen zu lassen. Als religiöser Oberer hatte ich mit vielen Menschen zu tun, die ihr Leben vom Zorn hatten bestimmen lassen und dabei nur sich selbst geschadet hatten. Oft schon hatte ich es anderen gesagt, jetzt sagte ich mir selbst: Zorn zerstört den Zornigen, ohne dabei dem Objekt des Zorns zu schaden. Auch kann der Zorn Handlungen auslösen, die man später bereut. Ich kann wirklich aufrichtig sagen, ich habe zu dem Zeitpunkt nicht zugelassen, dass mich der Zorn in seine Gewalt bringt. Ich beschloss, niemandem außer mir selbst die Schuld zu geben, und bekräftigte in mir wiederholt meinen Entschluss, volle Verantwortung für mein Handeln zu übernehmen. Aber ich beschloss auch, meinen Kopf hochzuhalten.

Mehr als alles andere jedoch hatte ich anderen Menschen immer gepredigt, und predigte ich nun mir selbst, dass Gott ein Gott der Liebe und der zweiten Chancen ist. Wenn ich anderen das gepredigt, und als Diener der Glaubensgemeinschaft ihnen die Vergebung erteilt hatte, dann musste ich glauben, dass Gottes Liebe für mich nicht geschmälert war. Am Anfang war ich voller Scham, hoffte aber, es sei eine heilsame Scham, nicht ein lähmendes Gefühl von Wertlosigkeit. Ich glaubte, dass Gott sich unvollkommener Werkzeuge bedient, nicht nur der vollkommenen, um sein Reich zu bauen. In meiner eigenen Schwäche erfuhr ich eine neue Stärke, die mich zu einem besseren Hirten machte, ganz sicher jedoch zu einem barmherzigeren als zuvor.

Ich fragte mich immer wieder, was Gott als Nächstes von mir erwartete, wie ich diese Demütigung nutzen könnte, um das, was die Kirche bedeutet, besser zu verstehen. Ich fragte, wie ich, wegen dieser Ereignisse und durch sie, spirituell wachsen könnte. Ich stand nackt vor der Welt und hatte das Gefühl, mein Leben würde von Neuem beginnen. Die Tatsache, dass ich jetzt im Ruhestand war, machte das umso deutlicher. Es war ein Anfang, nicht ein Ende. Unser Gott ist ein Gott der Zukunft, sagte ich mir. Die Geschichte ist noch nicht fertig erzählt. Es fehlt ein Ende. In Gottes Augen aber ist es lediglich ein neuer Abschnitt, eine neue Berufung.

Erfahrbar wurde Gottes Liebe und vorsorgende Obhut für mich durch die menschliche Sorge und Anteilnahme von so vielen. Erfüllt vom sakramentalen Prinzip, dass Gott durch andere, durch Zeichen und Symbole arbeitet, spürte ich zutiefst das Handeln Gottes und seine Gegenwart in den vielen Briefen, E-Mails und Anrufen, die ich bekam. Immer wuchs die Überzeugung, meine Heilung würde vorangetrieben, weil andere als Heiler für mich handelten. Dieser Erguss der Liebe überraschte mich – ich weiß nicht warum. Die meisten, die mir schrieben, wollten nur meine Güte und meinen Wert beteuern, als ich eben meine Zweifel hatte. Besonders viele Frauen traten in dieser Zeit an mich heran. Demütig erlebte ich, wie damals viele Leute, besonders Frauen, der Erzdiözese Zuwendungen erbrachten, sodass alles zurückgezahlt wurde und sie keinen finanziellen Verlust hatte. Mit Ausnahme des Abtprimas der Benediktiner habe ich von keinen Autoritäten in Rom gehört, oder auch nur ein Zeichen der Unterstützung von irgendjemandem dort erfahren.

Seit meiner Kindheit war Musik immer schon ein wesentlicher Teil meines Lebens gewesen, darüber hinaus war sie das wichtigste Mittel, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Jetzt erfüllte Musik viele Rollen – als Ventil für den Ärger, Balsam für die Seele und ein allgegenwärtiges Zeichen der Transzendenz.

Es mag merkwürdig erscheinen, aber ich erlebte eine neue Freiheit, ein Gefühl, zum ersten Mal befreit zu sein. Ich konnte anfangen, mich mit meinem Leben als Ganzem auszusöhnen,

in einem Geist der Wahrheit und Aufrichtigkeit, der sich mir bis dahin entzogen hatte. Mindestens zwei Jahrzehnte lang hatte ich das Gefühl, einen kirchlichen Hochseilakt zu vollführen, mir selbst treu zu sein und gleichzeitig der Institution, die mich so viele Jahrzehnte lang gehegt und erhalten hatte. Die Spannungen zwischen meinen eigenen Überzeugungen und dem Versuch, ein Bischof nach einem, für meine Begriffe, unzeitgemäßen Modell zu sein, verschwanden.

Auf einer anderen Ebene überlegte ich, ob ich nun offen und angstfrei über meine sexuelle Orientierung sprechen könnte. Es war ja öffentlich bekannt geworden, dass ich homosexuell war. Es gab nichts mehr zu verstecken; man konnte mir nichts mehr tun, ich war frei.

Natürlich wünschte ich, ich hätte in meinen Lehrjahren eine realistischere Einführung in die Sexualität erfahren. Mein Leben war zu behütet gewesen, aber ich mache niemanden verantwortlich für meinen Mangel an sexueller Reife. Ich bezweifle, dass es, als ich aufwuchs, in den meisten katholischen Familien, Schulen oder Seminaren eine angemessene Aufklärung in sexuellen Dingen gab.

Eines Abends, nachdem ich in meine neue Wohnung gezogen war, saßen wir, einige Priester im Ruhestand, alle in den Siebzigern und Achtzigern, nach dem Abendessen beisammen und unterhielten uns über die »Ausbildung«, die wir erhalten hatten, in Sachen Sexualität und Zölibat. Alle waren sich einig – es ging immer nur um Reinheit. In katholischen Oberschulen lautete die Frage, wie weit man beim »petting« gehen kann, bevor man eine Todsünde begeht. Im Seminar kam »dating« nicht in Frage, und wichtig war ganz allein das Verbot der Masturbation. Solange man nicht masturbierte, konnte man zum Priester geweiht werden. Nichts wurde je gesagt über das Verlieben und wie man damit umgehen sollte, wenn das passierte. Sexuelles Verlangen galt als negativ, sogar als das Böse selbst. Weder der tiefe Schmerz der Einsamkeit noch die Freude des Verliebenseins wurden jemals angesprochen.

Mein ganzes Erwachsenenleben lang war die Frage nach meiner sexuellen Orientierung eine Frage, mit der ich mich nicht auseinandersetzen wollte. Diese Tatsache ist auch ein Teil meiner Geschichte. Seit meiner Jugend gehörte es zu meinem Leben, das zu verstecken; ich konnte es nicht einmal mir selbst eingestehen. Aber letztlich tat ich es und jetzt musste ich akzeptieren, dass diese Tatsache an die Öffentlichkeit gedrungen war. Durch Gebet und Besinnung war ich zu einigen Überzeugungen gelangt. Zum Beispiel ließ ich nicht zu, dass dieses Bewusstsein mein Selbstwertgefühl beeinträchtigte. Eine Aussage der Glaubenskongregation von 1986, die eine solche Orientierung für »objektiv gestört« erklärt, habe ich für mich als wenig hilfreich, sogar schädlich abgelehnt. Da diese Orientierung nicht freiwillig erworben war, betrachtete ich eine derartige Ausdrucksweise als belanglos. Entweder hat Gott mich so erschaffen, oder er hat zugelassen, dass Kräfte außerhalb meiner Kontrolle mich dazu machten, somit fühlte ich mich nicht weniger von Gott geliebt. Ich habe mich als Person nicht über meine Sexualität definiert.

Tatsächlich war ich besorgt, dass Sprache dieser Art eine neue Form der »Theologie der Verachtung« hervorrufen könnte. Diese Lehre von Augustinus hatte als Erklärung dafür gedient, warum Juden leiden mussten und immer Bürger zweiter Klasse sein würden. Die Geschichte hindurch hat sie die Haltung von manchen Christen geprägt, die es als lobenswert erachteten, Gewalttaten gegen sie zu verüben. Es ist erniedrigend, zu sagen, man sollte Homosexuelle respektvoll behandeln, obwohl sie objektiv gestört sind; das ist eine neue Form der Doppelzüngigkeit. Es wäre weit hilfreicher und ehrlicher, einfach zu sagen, dass wir so gut wie nichts über die Hintergründe menschlicher Sexualität wissen, und es dabei zu belassen. Des Weiteren war ich überzeugt, dass wir aufhören müssten, Menschen mit Etiketten zu versehen, besonders mit abwertenden.

Einige wenige negative Briefe und E-Mails, die ich zu diesem Thema bekam, waren besonders böse und drohend. Ich gebe zu, ein Grund, warum ich mich nicht in öffentliche Versammlun-

gen wagte, war das große öffentliche Interesse rund um meine sexuelle Orientierung, ganz besonders im Licht der Feindseligkeit mir gegenüber in den Talk-Shows im Radio von Milwaukee. Nach und nach hat sich diese Angst verringert.

Darüber hinaus war ich mir nie sicher, ob sexuelle Anziehung so eindeutig schwarz oder weiß sei. Die Erfahrung hat mir gezeigt, dass extrem homophobe Männer oft Neigungen verstecken, denen sie sich nicht stellen wollen. Es gibt so viele Graustufen auf diesem Gebiet. Durch meine eigene Erfahrung, mit einer bemerkenswerten Mutter, meinen stützenden Schwestern und den vielen Frauen, die mir sehr nahestanden und die ich herzlich liebe, scheue ich mich vor absoluten sexuellen Begriffen. Wir alle haben gleichgeschlechtliche Bindungen erfahren, die, wenn auch nur im Unterbewussten, sexuelle Untertöne hatten, die aber aufbauend und bereichernd waren. Mir stellt sich die Frage, ob das alles nicht nur ein weiteres Zeichen von Gottes grenzenloser Liebe für uns Menschen ist, nach dessen Bild und Gleichnis wir geschaffen sind. Ich habe einfach beschlossen, dass die Liebe unseres Gottes ohne Grenzen ist und in jeder Form menschlicher Sexualität eingeschlossen sein kann.

Ich beschloss, in meinem Ruhestand in Milwaukee zu bleiben, da ich das letzte Vierteljahrhundert meines Lebens in dieser Stadt verbracht hatte und dort die meisten meiner Freunde wohnten. Meine Unterstützer waren in Milwaukee. Die Stadt war mir Heimat geworden.

Alle fragten mich, was ich mit meiner Zeit im Ruhestand zu tun gedachte. Damals habe ich beschlossen, die Geschichte meines Lebens, so wie es sich entwickelt hatte, zu schreiben, einerseits um meiner selbst willen, andererseits, um sie mit anderen zu teilen. Ich schreibe, weil ich einen inneren Drang verspüre, mit denen, die ich liebe und denen ich so viele Jahre gedient habe, eine umfangreichere Geschichte zu teilen, als ich sie im Mai 2002 bei meiner öffentlichen Entschuldigung erzählen konnte. Hauptsächlich ist dieses Bedürfnis religiös begründet. Es ist in meinem Verständnis vom Wesen der Kirche als Gemeinschaft der Gläubi-

gen auf dem Weg des Glaubens, einer Verbundenheit mit Heiligen (einige wenige) und Sündern (die meisten von uns) verwurzelt. Meine Geschichte betrifft die Geschichte aller anderen, und somit, zumindest teilweise, gehört sie ihnen.

Das sind die Punkte, die ich im Monat Juni 2002 überdachte, während ich nach und nach vom Haus des Erzbischofs, das ich so sehr schätzte, in meinen neuen Wohnsitz im »Cousins Center« umzog. Dort wohnten etwa zwanzig pensionierte Priester, somit würde es mir bei der Messe und den Mahlzeiten nicht an Gesellschaft fehlen.

Mein Klavier ist ein gutes »Mason and Hamlin« von 1906, das restauriert worden war, bevor ich nach Milwaukee kam. Keine Frage: Das Klavier musste mit. Unglaublich, aber wahr, auf dem Weg vom alten Haus zu meinem neuen kleinen Apartment haben die Umzugsleute es fallen lassen. Sofort habe ich mir den Schaden angeschaut. Da lag das Klavier in Stücken; der alte Klebstoff hatte nicht gehalten und das Klavier war auseinandergebrochen. Jetzt musste es ganz neu zusammengesetzt, neu geklebt, neu besaitet und neu gestimmt werden. Es musste wieder heil gemacht werden.

War dieser Unfall ein Symbol für mein Leben, jetzt im Alter von fünfundsiebzig Jahren? Auch ich musste von Gottes Liebe wieder zusammengeklebt werden. Gott musste mir neue Saiten aufziehen. Ich wusste, mein »Ja« war erforderlich, um neu aufgebaut und von Gottes Liebe ganz erfasst zu werden. Es war mir wichtig, nicht nur zu überleben, sondern aus dieser Sache neu und ganz herauszukommen. Ich beschloss, 2002 als Neubeginn zu betrachten; es war meine Chance, dem Ende meiner Lebensreise entgegenzugehen, und zwar nach Gottes Willen, nicht meinem.

Der 24. Juni war meine letzte Nacht im Bischofshaus. Diese Nacht lebte ich aus dem Koffer, da mein Priester-Sekretär, der äußerst effiziente und großzügige Father Len Van Vlaenderen, mich früh am nächsten Morgen von Milwaukee nach Pennsylvania, wo

zwei meiner Schwestern immer noch in der Nähe meiner Heimatstadt wohnten, fahren sollte. Die Reise bot mir Zeit zum Durchatmen – die Möglichkeit für einen Rückblick auf den Anfang meines Lebens, mit den Segnungen, die ich erfahren hatte, und den Blick nach vorne, auf eine völlig andere, noch ganz unsichere Zukunft.

Wenn milder Regen, den April uns schenkt,
Des Märztes Dürre bis zur Wurzel tränkt,
In alle Poren süßen Saft ergießt,
Durch dessen Wunderkraft die Blume spriest;
Wenn, durch des Zephyrs süßen Hauch geweckt,
Sich Wald und Feld mit zartem Grün bedeckt;
Wenn in dem Widder halb den Lauf vollzogen,
Die junge Sonne hat am Himmelsbogen;
Wenn Melodien kleine Vögel singen,
Die offenen Augs die ganze Nacht verbringen,
Weil sie Natur so übermütig macht: –
Dann ist auf Wallfahrt jedermann bedacht,
Und Pilger ziehn nach manchem fremden Strande
Zu fernen Heil'gen, die berühmt im Lande.

Geoffrey Chaucer, *The Canterbury Tales*, Prolog

TEIL I





Die St. Mary's Catholic Church in Patton, Pennsylvania,
in der George (der spätere Rembert) Weakland getauft wurde.

Kapitel 1

Kohlenstaub im Blut

Patton, Pennsylvania, 1927 – 1940

Father Len fuhr mich zur Wohnung meiner Schwester in Hollidaysburg, Pennsylvania, etwas außerhalb von Altoona. Von hier aus konnte man bequem Patton, wo ich geboren wurde und aufgewachsen bin, besuchen. Die kleine Stadt, die 1893 als Mittelpunkt der umliegenden Braunkohlewerke gegründet worden war, lag eingebettet in einem Appalachtal. Es war wirklich eine kleine Stadt. Der Zensus von 1920 listete 3.628 Einwohner. Doch Patton präsentierte stolz ein Hotel und ein Kino – meilenweit die Einzigen im Umkreis –, dazu gab es zwölf Kirchen und zwölf Bars. Die größte Kirche war St. Mary's auf dem Hügel, die Pfarrei, die im Leben meiner Familie eine besondere Rolle gespielt hat: Alle Weaklands waren da getauft worden. Meine erste Lektion in Ökumene habe ich in St. Mary's gelernt, denn der Pfarrer hat jedes Jahr ein paar Ministranten mit Kerzen als Weihnachtsgeschenk zu den anderen Kirchen geschickt.

Die meisten unserer Freunde und Nachbarn waren Protestanten, und niemand hat uns katholischen Kindern verboten, mit ihnen zusammenzukommen. Nur die Teilnahme an der großen Erweckungsversammlung, die im Sommer am Rande der Stadt in Zelten abgehalten wurde, sollte uns verwehrt bleiben. Dort konnte man berühmten Predigern zuhören und bekannte Gesundheitsbeten, wie Katherine Cullman, bestaunen. Auf keinen Fall durften wir

uns über ihre religiösen Erscheinungsformen lustig machen; nicht einmal über die Holy Rollers oder die Schlangenbeschwörer. Es gab da eine sehr beliebte jüdische Familie, aber im Großen und Ganzen war die Stadt weiß und christlich. Die einzigen Afro-Amerikaner, die wir je zu Gesicht bekamen, waren einige junge Schwarze, die die Versitzgruben von Häusern ohne Kanalisationsanschluss auspumpten. Wir Kinder folgten ihnen staunend, starrten auf ihre schwarze, mit Schweißperlen bedeckte und weißem Kalk verschmierte Haut.

Mein Vater und Großvater waren die Besitzer des Palmer House Hotels im Zentrum. Hier hat meine Mutter mich am 2. April 1927 zur Welt gebracht, und mich selbst zur Mary's Church hinaufgetragen – so hat sie es mir erzählt –, um mich am Sonntag, dem 10. April auf den Namen Georg Samuel, nach meinen mütterlichen und väterlichen Großvätern, taufen zu lassen. Der Name Rembert, wie die meisten Leute mich kennen, wurde mir 1946 gegeben, als ich meine erste Profess als Benediktinermönch ablegte. Ich war das vierte in einer Familie mit sechs Kindern. Zwei Schwestern und ein Bruder waren älter und nach mir kamen noch zwei Schwestern. Ich war das letzte im Hotel geborene Kind, denn bald nach meiner Geburt zogen wir in ein normales Haus um. Offensichtlich glaubte meine Mutter, ein Hotel sei kein geeigneter Ort, um Kinder großzuziehen.

In einer Finanzkrise musste die Bank in Patton 1929 schließen; es markierte den Anfang der Depression, mit ihren katastrophalen Auswirkungen auf Patton und alle Städte in der Umgebung. Im gleichen Jahr zerstörte ein verheerendes Feuer das Palmer House Hotel fast vollständig, was den finanziellen Ruin unserer Familie bedeutete. Wir mussten in die »Flats«, einen ärmeren Teil der Stadt, umziehen. Das Feuer nahm meinem Vater den Lebensmut. Mutter sagte, er verbrachte viel Zeit mit Freunden, jammernd und trinkend, in den wenigen, ungeheizten Räumen des ausgebrannten Hotels. Nach einer heftigen Lungenentzündung hauchte er am 3. April 1932, am Tag vor seinem fünfunddreißigsten Geburtstag und am Tag nach meinem fünften, seinen letzten Atemzug.

Er hinterließ eine Frau mit sechs Kindern, das älteste neun, das jüngste gerade einmal sechs Monate alt.

Dieser fünfte Geburtstag ist eine meiner ersten, klaren Erinnerungen. Wie jedes andere Kind freute ich mich darauf, an jenem Tag für ein paar Stunden im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Stattdessen schien da etwas nicht zu stimmen: Es war keiner da, keiner war begeistert über meinen Geburtstag, keine Anzeichen eines Festes waren erkennbar. Meine Mutter hatte mich und meine kleine Schwester bei Fremden abgegeben, zu denen sie am Abend kam, mich ein bisschen drückte und dann schlafen legte. Am nächsten Tag wurden wir beide in unser Haus in den Flats, wo alle oben im Elternschlafzimmer versammelt waren, zurückgebracht. Bedrückt und unglücklich hörte ich das Murmeln leiser Stimmen. Wir beide wurden still ins Zimmer geschoben.

Jedes Detail der folgenden Ereignisse, jeder Teil des Zimmers, alle Handlungen habe ich immer noch lebendig vor Augen. Mein Vater, Basil Francis Weakland, hustete schwer, er lag im Sterben und kämpfte um sein Leben. Obwohl die Vorhänge zugezogen waren und es dunkel war im Raum, erinnere ich mich genau, wo jedes Möbelstück stand, wie die Kerzen auf dem Nachttisch neben dem Kreuzifix Wache hielten und flackerten, dabei eigenartige Schatten an die Wand warfen, wie der Priester sich auf die Seite zurückgezogen hatte und wie Dr. Cooper sehr beschäftigt war mit etwas, das nichts half. Schließlich wurde aus dem Husten das schreckliche Geräusch des Todesrasselns, und meine Mutter fiel schluchzend auf den Körper meines sterbenden Vaters.

Später haben Verwandte sie dafür kritisiert, dass sie zugelassen hatte, dass die kleinen Kinder Zeugen dieser Szene wurden. Aber in meiner Erinnerung hat mir das keine schlaflosen Nächte bereitet. Obwohl ich die Tragweite des Ganzen nicht wirklich verstand, war ich doch immer froh, in dem Moment, der unsere Zukunft so tief greifend prägte, körperlich dabei gewesen zu sein.

Der Gottesdienst hat in meiner Erinnerung keine Spuren hinterlassen, dafür aber die Beerdigung, vielleicht, weil ich vor Beerdigungen Angst hatte. Man gab meinem Vater ein militärisches

Begräbnis, unterbrochen von ohrenbetäubenden Gewehrsalven über dem offenen Grab, auf die ein unheimliches Echo von den entfernten Hügeln folgte; ein Horn in der Nähe des Sarges spielte die traurigen Töne des Zapfenstreichs, und nach einer schmerzlichen Pause kam ein gedämpftes Echo zurück. Das alles war so verwirrend und fremd, dass ich mich bis zum Ende hinter dem Rock meiner Mutter versteckte, als ein Uniformierter herüberkam und ihr steif die zum Dreieck gefaltete Flagge, die über Vaters Sarg drapiert gewesen war, überreichte.



Wie sehr ich mir wünsche, ich hätte meinen Vater besser gekannt! Im Mai 1917, zwanzig Jahre alt und nach zwei Jahren College, hatte er sich den Marines angeschlossen und wurde bald darauf in die Dominikanische Republik geschickt. Sein Aufstieg durch die Ränge war steil; nach drei Jahren war er Captain und befehligte die Stadt La Vega und Umgebung. Als er, im Februar 1922, auf Heimaturlaub war, heiratete er meine Mutter und nahm sie mit in die Dominikanische Republik. Im Januar 1923 quittierte er den Dienst; beide kamen zurück in die Staaten wegen der Geburt meiner Schwester Betty, ihres ersten Kindes.

Ich habe nur wenige Erinnerungen an meinen Vater, aber die sind kostbar – wie er mich auf den Schultern trug (obwohl das in meinem Alter gefährlich schien, immerhin war er 1,95 m groß), zum Springen ermutigte und dann in seinen starken Armen auffing, wie er mir das Pipimachen beibrachte, indem er mich an die Toilette stellte, mich mit den gleichen starken Armen zum Arzt trug, als ich mir eine zerbrochene Milchflasche durch den Fuß getreten hatte.

An Regentagen erlaubte uns meine Mutter, auf den Speicher zu gehen und Sachen aus Vaters Truhe zu nehmen. Fotos aus der Dominikanischen Republik, wo er in voller Ausgehuniform beim Grabmal von Kolumbus Wache hielt, waren besonders faszinierend. Unter den Kuriositäten war ein weißes Kuvert mit einem Bild von mir als lächelndem Baby, den Kopf voller Locken. Mein

Vater hatte von meiner Mutter verlangt, sie abzuschneiden, aber sie hatte sie aufgehoben. Sie waren noch in dem Umschlag. Das gab mir manchmal zu denken, ob meine Mutter nicht vielleicht lieber ein Mädchen gehabt hätte.

Menschen, die meinen Vater gekannt hatten, sprachen immer sehr positiv über ihn. Seine beiden Brüder, Edgar und Adrian, wie auch sein Halbbruder John (mein Pate), lebten alle bis in ihre Neunziger und wurden Bilder dessen, wie mein Vater wohl gewesen sein musste, sanft, intelligent, neugierig und talentiert. In meinen späten Teenagerjahren wurde ich einem Pfarrer Thomas Wolf, einem neunzigjährigen Pfarrer einer Pfarrei in der Nähe von Patton, vorgestellt. Als er meinen Namen hörte, fragte er, ob ich Baz Weaklands Sohn sei, und sprach überschwänglich von meinem Dad. Er sei jahrelang sein Beichtvater gewesen. Dass mein Vater seinen eigenen Beichtvater hatte, hat mich schwer beeindruckt, zeigte es mir doch, wie ernst es ihm mit der Religion gewesen war. Seine Brüder hatten öfters gesagt, er hätte die Kleinstadt verlassen sollen, um anspruchsvollere Arbeit zu finden, in der seine Talente zur Geltung hätten kommen können.

Wie oft ist mir bewusst geworden, dass ich zeitlebens nach der Vaterfigur, die nur so kurz greifbar war, gesucht habe, ich aber immer dankbar war, Weakland-Blut in meinen Adern zu haben. Mein Vater war die Spitze der Weakland-Männer, bis zurück zum Original, John Weakland, der 1757 Susan Cunningham in Hagerstown, Maryland, heiratete, in die Berggegenden von West-Pennsylvania ging und sein vorläufiges Heim unter den Indianern errichtete. Der Familienlegende nach sind die Weaklands, treue und glühende Katholiken, 1641 als vertraglich gebundene Dienstboten von England in die Kolonie Maryland gesegelt. Fünf Jahre lang mussten sie für Thomas Cornwallis arbeiten, um ihre Schuld abzutragen. Die Legende besagt weiter, sie seien keine Engländer, sondern Holländer gewesen und hätten den Namen angliisiert. Das wäre eine Erklärung für die vielen unterschiedlichen Schreibweisen des Namens in offiziellen Dokumenten.

John und Susan hatten drei Söhne und eine Tochter, die sich in West-Pennsylvania niederließ. Meine Linie geht direkt zurück auf ihren ältesten Sohn John (1758–1854) und seine Frau Catherine Jackson (1769–1861). Sie waren ein robustes Paar, beide lebten bis in ihre Neunziger. Dieser John Weakland war eine legendäre Figur in der Geschichte West-Pennsylvanias. Besonders in der Geschichte der katholischen Kirche dieser Gegend wird sein Andenken bewahrt. Er war Bauer und Jäger, trieb Handel mit den Indianern und verkaufte dann seine Waren in Baltimore. Einmal im Jahr kam ein Priester und durchritt die Gegend, las die Messe in verschiedenen Häusern und bestätigte die Taufen und Eheschließungen, die vom Patriarchen der Weakland-Familie schon vollzogen worden waren, da sie nicht warten wollten, bis der Priester käme. Wir würden das eine Laien-Hauskirche nennen. Offensichtlich haben die Patriarchen, in Vorbereitung auf das sonntägliche Gebets-treffen, regelmäßig die Bibel gelesen, denn die Buben bekamen Namen wie Samuel, Aaron, Levi oder Zephonia. Die historischen Beschreibungen von John Weakland passen genau auf meinen Vater, über 1,80 m groß, ruhig und friedfertig, stark und furchtlos.

Von der Weakland-Seite der Familie habe ich den Pioniergeist geerbt, die Beharrlichkeit und Offenheit, die in dieser alten katholischen Tradition verwurzelt war. Die Weaklands waren nach Amerika gekommen, um ihren Glauben frei ausleben zu können, und haben gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Kolonie in Maryland verlassen, als diese Freiheit gefährdet war; danach haben sie diesen Glauben, ohne Unterstützung einer organisierten Kirche, wie sie sie aus Europa kannten, lebendig gehalten. Mehr noch, die Männer waren ebenso aktiv in ihrer Glaubensausübung wie die Frauen. Da die Weaklands schon vor dem Unabhängigkeitskrieg in die Neue Welt gekommen waren, und darin auch gekämpft hatten, betrachteten sie sich als vollwertige Amerikaner, ohne das beweisen zu müssen, im Gegensatz zu den katholischen Einwanderern des neunzehnten Jahrhunderts. Die Wurzeln meiner Vorfahren bis zu alten katholischen Anfängen zurückverfolgen zu können, das war für mich als jungen Menschen spannend.



Patton, Pennsylvania, Rembert Weaklands Geburtsort.



Mary Weakland (geb. Kane),
Rembert Weaklands Mutter
(um 1921).



Basil Weakland,
Rembert Weaklands Vater
(um 1921).



Das Palmer House Hotel in Patton (um 1924).



Der Autor im Alter von etwa fünf Monaten.



Die Familie während der Depression (um 1935), hinten von links: Barbara, Mutter Mary, Betty, vorne: Marian, Lee, George (Rembert); Bill, ein weiterer Bruder, fehlt auf dem Bild.

Würde man heute die Schreibtischschublade in meinem Büro öffnen, fände man einen zweischneidigen Rasierapparat und daneben ein hübsches Schreibset, Füller und Bleistift. In meinen frühen Teenagerjahren haben meine Schwestern mich unablässig aufgezogen wegen des Flaums, der da an meinem Kinn wuchs. Da hat meine Mutter mir erlaubt, Vaters Rasierer aus der Truhe zu nehmen, ihn zu benutzen und zu behalten. Er liegt in meiner Schublade als persönliches weihevolleres Erinnerungsstück, das mir den Vater vergegenwärtigt. Das Schreibset war ein Hochzeitsgeschenk meines Vaters an meine Mutter. Nach ihrem Tod haben meine Schwestern es an mich weitergegeben; auch das dient mir als persönliches Erinnerungsstück. Es stellt mir meine Mutter als Lehrerin vor Augen, denn sie war die beste Lehrerin, die ich je kannte, sowohl in der Schule als auch außerhalb.

Der Mädchenname meiner Mutter war Kane, eine Familie, die etwa 1849, zur Zeit der großen Hungersnot, aus dem Landkreis Tyrone in Nordirland in die Vereinigten Staaten auswanderte. Gegen Ende des Jahrhunderts ließen sie sich in Patton nieder. Meine Mutter, Mary Delilah Eulalia, das älteste Kind von George Kane und Myrtena Buck, wurde 1897 geboren. Nach ihrem High-School-Abschluss besuchte sie die Normal School, um den Beruf der Lehrerin zu erlernen. Bis zu ihrer Heirat 1922 unterrichtete sie alle Jahrgangsstufen in kleinen Landschulen rund um Patton, wobei sie manchmal alle acht Klassen in einem Raum hatte, versammelt um einen Kanonenofen in der Mitte. Sie hatte zwar den Beruf aufgegeben, um sich um ihre Familie zu kümmern, aber ihre ausgeprägte Liebe zum Lernen verlor sie nie. Das Leben war hart nach dem Tod meines Vaters. Bilder aus dieser Zeit zeigen sie sehr zurückhaltend, fast beschämt wegen unserer Armut.

Nach seinem Tod zogen wir in einen noch ärmeren Teil der Stadt um, in eine heruntergekommene Holzhütte, ohne Heizung, ausgestattet nur mit einem Kanonenofen im Wohnzimmer und einem Kohleherd in der Küche, ohne Boiler für heißes Wasser. Obwohl es ein Doppelhaus war, habe ich doch kaum Erinnerungen an die Familien, die kamen und gingen. Auf deren Seite des

Hauses jedoch war ein Keller mit hartem Lehmboden ausgegraben worden, zu dem beide Familien Zugang hatten. Da wir keinen Kühlschrank besaßen, haben wir in den heißen Monaten dort unsere Lebensmittel aufbewahrt. Samstags heizte die Mutter den Küchenherd an, um Eimer für Eimer heißes Wasser in eine Zinnwanne in der Mitte der Küche zu füllen. Dann rief sie uns Kinder, eines nach dem anderen, beginnend beim ältesten, um unser Bad zu nehmen. Eines Samstagnachmittags, als ich gerade so in der Zinnwanne einweichte, hörte ich meine erste Opern-Übertragung von der Metropolitan Opera in New York. Vor Beginn der Oper las ich die Geschichte der Handlung und hörte aufmerksam zu, als Milton Cross die Namen der Sänger bekanntgab, dann badete ich in dieser ganzen Herrlichkeit.

Lamellen in der Decke ließen die heiße Ofenluft bis ins obere Stockwerk aufsteigen, aber es kam nicht wirklich viel Wärme an. Im Winter hat Mutter Ziegelsteine in den Backofen gelegt und dann, wenn sie heiß waren, in Flanell gewickelt und uns ins Bett gelegt. Dann haben wir uns hinter dem Wohnzimmerofen bis auf die lange Unterwäsche ausgezogen und sind dann ganz schnell nach oben ins Bett gerannt. Noch viel schneller mussten wir morgens laufen, um uns unten beim Ofen wieder anzuziehen. Mein älterer Bruder und ich teilten uns ein Zimmer und ein Bett, und da er größer war, hat immer er den warmen Ziegelstein abbekommen. Das Bett hatte keine Federn, nur Bretter und Stricke und eine dünne Matratze. Die Winter in Patton waren hart, mit jeder Menge Schnee, und das Thermometer fiel oft unter -18°C . Nachdem wir im Bett waren, kroch meine Mutter unter das Haus, um das Wasser abzustellen und die Leitungen auslaufen zu lassen, damit sie nicht einfroren und platzten. Diesen Vorgang wiederholte sie morgens in umgekehrter Reihenfolge. Wenn das Wetter noch strenger wurde, Temperaturen unter -20°C waren nicht ungewöhnlich, schlief sie auf der Wohnzimmercouch, um während der Nacht das Feuer nachzulegen. Bis wir Buben alt genug waren, eine Axt zu schwingen, hat sie das Holz für beide Öfen gehackt und Kohle aus dem Keller geschleppt.

Unser Haus war knappe fünfzig Meter von den Bahngleisen entfernt, und so lebten wir mit dem ständigen Rumpeln der Züge im Hintergrund. Auf der anderen Seite der Gleise lief ein kleiner Bach, genannt Chest Creek, der mit Schwefel aus den aufgelassenen Kohlebergwerken verunreinigt war. Unser Haus war rattenverseucht, und Mutter musste sie oft verscheuchen, wenn sie unter das Haus kroch. Rattenfallen waren überall, besonders im Lehmkeller; da ist einmal eine Ratte mit der Falle wie verrückt unten herumgelaufen. Meine Mutter zog einen Mantel an, nahm eine Stange von der Wäscheleine, ging hinunter, drängte sie in die Ecke und tötete die Ratte. Jahre später, als sie alt war und so klein und gebrechlich aussah, fiel es mir schwer, dieses Bild mit dem zu vereinbaren, was sie nach meines Vaters Tod alles hatte leisten müssen.

Die erste folgenschwere Entscheidung, die sie zu treffen hatte, war, ob sie uns zu Pflegeeltern geben sollte, wozu manche sie drängten, oder es allein zu schaffen. Ich habe ein deutliches Bild von ihr bewahrt, wie sie am Küchentisch saß und mit uns über diese Entscheidung sprach, weinend, auf den Tisch einhämmernd und mit aller Deutlichkeit betuernd, sie würde unter keinen Umständen zulassen, dass jemand die Familie trennen und uns ihr wegnehmen würde. Stattdessen beantragten wir Fürsorge.

Zur damaligen Zeit belief sich die monatliche Fürsorgezahlung auf achtunddreißig Dollar. Die Miete betrug zehn Dollar, zuzüglich Kosten für Strom und Kohle, damit blieben weniger als dreißig Dollar im Monat, um Lebensmittel und Kleidung für sieben Personen zu beschaffen. Neue Kleidung war eine Seltenheit, ich trug Abgelegtes meiner Brüder und später meiner Onkel. Ein paar Jahre später, als ich schon zur St. Mary's Volksschule ging, bekamen Kinder, die von der Fürsorge lebten, Kleidung über ein Projekt, das die WPA unterstützte. Wir mussten zur Feuerwehr gehen und dort mit all den anderen Fürsorge-Kindern stundenlang anstehen, um gemessen zu werden. Mein Bruder und ich bekamen neue braune Kordkniehosen. In der Schule waren wir als Fürsorge-Kinder jetzt öffentlich gebrandmarkt, und ich, der ich ganz besonders empfindlich auf die Hänseleien reagierte, habe angefangen, meine Armut zu hassen.

Krankheiten waren gang und gäbe in unserem Haus, ständig hatte ich Halsentzündungen und war sehr anfällig für Erkältungen. Mit meiner Mutter hat keiner von uns leichtfertig die »zu krank, um in die Schule oder Kirche zu gehen«-Masche probiert, denn das bedeutete unweigerlich, den ganzen Tag drinnen zu bleiben, auch wenn man sich mittags schon wieder besser fühlte. Wir alle hatten Masern, Mumps und die üblichen Kinderkrankheiten, aber, Gott sei Dank, keine Kinderlähmung oder sonstige gefährliche Krankheiten, wie manch andere Kinder in der Stadt sie bekamen. Wir hatten, was arme Kinder so haben, Juckreiz, Kopfläuse (für Buben hieß das, den Kopf geschoren, für Mädchen, die Haare mit Kerosin geduscht zu bekommen). Gewissenhaft suchte Mutter unsere Betten nach Wanzen ab; das Kino, sagte sie, sei eine Brutstätte dafür, und vorsorglich wendete sie die Matratzen wöchentlich. Ich wundere mich immer noch, wie wir diese Jahre so unbeschadet überstehen konnten. Doc Cooper, der meinen Vater im Sterben begleitet hatte, kümmerte sich um all unsere medizinischen Bedürfnisse und verlangte nie einen Penny dafür.

Das Leben hatte auch seine guten Seiten, so einfach sie auch waren. Wir hatten ein Radio, und das bedeutete Sendungen wie Lone Ranger, Jack Benny, George Burns und Gracie Allen, aber auch die großartige Musik der Firestone Hour und Met-Übertragungen hören zu können. Ein Telefon hatten wir nicht, und ich war tatsächlich schon in der High-School, als ich das erste Mal ein Telefon benutzte. Wir hatten nie ein Auto und es hat mir auch nie gefehlt. Ich hatte kein Fahrrad und zu dieser Zeit nicht einmal einen Baseballhandschuh, aber das schien mir nicht so wichtig – viele Kinder hatten kein Fahrrad.

Im Winter sind die meisten von uns Schlittschuh gelaufen. Diesen Sport habe ich sehr gemocht, aber Eislaufstiefel waren zu teuer und die Kufen zum Anschrauben haben schnell unsere Schuhe kaputt gemacht. Passende Schuhe zu haben war zweifelsohne das größte Problem unserer Kleidung, weil sie sich so schnell abnutzten und zu klein wurden. Als Kinder sind wir alle mit Schuhen, deren durchgewetzte Löcher mit Kartonstücken ausgefüllt waren,

zur Schule gegangen. In den heißen Sommern, wenn sich kaum ein Lüftchen regte, schwammen wir im Chest Creek, unterhalb der Stelle, wo man ihn zur Trinkwasserversorgung aufgestaut hatte, und alle Kinder haben schwimmen gelernt. Obwohl der Schwefel im Wasser die Schnallen von unseren Badehosen fraß, war es uns das wert, denn das Wasserloch war der Platz, wo wir lernten, mit allen anderen Kindern auszukommen, ganz unabhängig von ihrer Religion. Jeder von uns hat so manch eine Geschichte vom Wasserloch zu erzählen, über die verschiedensten Charaktere, die da geschwommen sind, und die beinahe tödlichen Badeunfälle, die dort passierten.

Ab 1932, dem Herbst nach dem Tod meines Vaters, besuchte ich die öffentliche Schule. Es war mutig von meiner Mutter, mich dorthin zu schicken, denn damals galt das als eine Missachtung des Kirchenrechts. Die Bischöfe bestanden darauf, dass jedes katholische Kind in eine katholische Schule gehen musste, um nicht dem protestantischen Einfluss anheimzufallen, der in öffentlichen Schulen tonangebend war. Kindergarten und Vor-Kindergarten waren Wörter und Konzepte, die man in Patton nicht kannte. Im April war ich erst fünf geworden, und nach den Regeln der katholischen Schulen musste man vor Januar fünf sein, aber Mutter beschloss einfach, dass ich in die Schule sollte. Sie erklärte dem Pfarrer, dass ich, ihrer Meinung nach, bereit für die Schule war, dass ich die dortige Disziplin bräuchte und dass sie mich im folgenden Jahr in die katholische Schule einschreiben würde. So war es dann auch.



Dass ich, während der Jahre in dem klapprigen Haus an den Bahngleisen, Klavierspielen lernte und so ein Interesse an Musik entwickelte, war ein regelrechter Glücksfall. Viele Möbel hatten wir nicht, nur das bisschen Grundausstattung, das wir von den Flats hatten herüberretten können, aber wir hatten ein altes, solide gebautes Klavier. Es wog eine Tonne, hielt aber die Tonlage, funkti-

onierte bemerkenswert gut und hatte einen angenehmen Klang. Großmutter Kane hatte es vor vielen Jahren für meine Mutter gekauft und es hatte die ganzen Umzüge, vom Hotel zu all den anderen Häusern, in denen die Familie wohnte, mitgemacht. Und es hatte noch einige Reisen vor sich. Wir besaßen auch eine Reihe von zehn Büchern, mit dem Titel *Moderne Musik und Musiker*, die Großmutter meiner Mutter und ihren Schwestern gekauft hatte und die schließlich im Besitz meiner Mutter landete. Die letzten drei Bände widmeten sich der Musiktheorie, der Musikgeschichte und der Handlung von Opern. Diese Bände habe ich verschlungen. Die sieben anderen enthielten Klaviermusik und einer, Band fünf, war aufgebaut von leicht bis schwer mit allen Erläuterungen, die ich brauchte. Mit diesem Band fing ich an und arbeitete mich, im Alter von etwa sieben Jahren, durch. Die langen Winternächte waren erfüllt von Musik.

Es ist einem glücklichen Zufall gedankt, dass die Schwester im Unterricht der dritten Klasse den Aufbau der Tonleitern, Dur und Moll, die Notenschlüssel und das Notenlesen erklärte. Für mich war es selbstverständlich, dass alle Kinder das lernten, ebenso wie addieren und subtrahieren. Da ich das ganze Material in Band fünf schon durchgearbeitet hatte, war ich stolz, der Gruppe voraus zu sein. Die gleiche Schwester brachte uns bei, wie man gregorianische Noten entziffert und Neumen interpretiert. Und wieder war ich überzeugt, jeder Dritt- und Viertklässler der Welt wäre in der Lage, einen Podatus von einem Climacus, und einen Torculus von einem Porrectus zu unterscheiden, und wüsste, dass es in der Gregorianik vier Notenzeilen, in der modernen Musik fünf gab.

Damals hat sich keiner in der Schule nach meinem Interesse für Musik erkundigt und niemand hat auf das eben Erlernte aufgebaut, aber ich habe mir in Eigenarbeit die Inhalte der zehn erbten Bände angeeignet, sowohl die Klavierstücke als auch die Musikgeschichte und die Theorie darin. Es machte mir Spaß, die meisten der Stücke zu spielen; manche, wie die Salonstücke in den frühen Bänden, konnte ich vom Blatt spielen, aber andere, in den letzten Bänden, waren wirklich schwer. Bedauerlicherweise

waren keine Sonaten von Mozart oder Haydn dabei, nur ein paar Fantasien und Variationen, aber zehn von Beethovens bekanntesten Sonaten waren vorhanden, und später spielte ich Opus 110 als Aufnahmeprüfung für die Juilliard School und Opus 109 als Teil meines Schlussvortrags. Es waren auch ein paar Bach-Stücke dabei, hauptsächlich Transkriptionen von großen Orgelwerken, aber die *Chromatische Fantasie und Fuge* und das *Italienische Konzert* waren unter ihnen. Letzteres spielte ich auch bei meinem Schlussvortrag an der Juilliard School. Viele Stücke von Chopin, Schumann und Liszt vervollständigten den Inhalt. Die Musik war hauptsächlich auf die Romantik ausgerichtet, was natürlich meinen Musikgeschmack und meine Ideale, in den Jahren des Erwachsenwerdens, prägen sollte.

Wir wohnten noch in dem alten Haus, als ich meine Erstkommunion hatte, und ich genoss die Wettbewerbe, den Katechismus von Anfang bis Ende zu zitieren, zusammen mit all den Praktiken und Gebräuchen, die zum Aufwachsen im katholischen Glauben gehörten. Religion war nie nur ein Schulfach, wie alle anderen, sondern eine Form äußeren Betragens, die für das Leben wichtig war. Meine Mutter war eine tiefgläubige Frau und wir alle haben diese Haltung aufgesogen, andererseits hatte sie weder die für die irische Volksgruppe typische Frömmigkeit noch das dazugehörige fromme Gerede. Sie hat uns die religiöse Praxis nie aufgedrängt, aber wir waren regelmäßige Kirchgänger. Schon von der ersten Klasse an lernten wir, dass es eine wichtige Pflicht war, ein paar Pennys in die Kollekte zu geben.

Als ich Messdiener wurde, hat mich das von einem Brauch erlöst, den ich gar nicht mochte. Die Pfarrei erhob eine Bankmiete, das heißt, manche Leute bezahlten für einen Platz für ein Jahr. Wenn so ein Mieter dich auf seinem Platz vorfand, konnte er ihn beanspruchen und du musstest dir einen anderen suchen. Wir Weakland-Kinder hatten kein Geld, einen Platz zu mieten, und setzten uns hinten hin, wo es ein paar freie Bänke gab, wenn man rechtzeitig da war. Manchmal überlegten wir, wer wohl an diesem

Sonntag nicht zur Messe kommen würde und, nahmen heimlich den Platz ein, nur um ihn vor Beginn der Messe wieder räumen zu müssen. Reiche Leute, wie die Prindibles, denen die Bank und die Lehmwerke gehörten, hatte drei Plätze in der dritten Reihe. Da sie die Gewohnheit pflegten, die Kirche erst in letzter Minute in besonderer Feierlichkeit zu betreten, haben wir Ministranten gewartet, bis sie auf ihren Plätzen waren, und dann erst zum 10:00 Uhr-Hochamt geklingelt, um die Messe zu beginnen. Mit etwas Ironie bemerkte der Pfarrer, dass diese Leute bei der Kommunion auch nicht mehr von Jesus Christus empfangen als der Rest von uns.

Meine Mutter war eine bemerkenswerte Frau. Nicht nur, weil sie uns sechs Kinder allein großgezogen hat, sie hatte auch ihren ganz eigenen Kopf. Einmal hatte sie sich (erfolglos) für die Stelle des örtlichen Steuereinnehmers zur Wahl gestellt. Mein Großvater Kane hatte ein reges politisches Interesse, da er in der Gewerkschaft der Bergleute war. Wir waren eingefleischte Demokraten und ich wuchs auf in der Überzeugung, nur Protestanten könnten Republikaner sein. Meine Mutter ist öfters, wenn sie von ihrer verlorenen Wahl sprach, deutlich lauter geworden und sagte: »Man sieht genau, dass es eine Männerwelt ist, eine Frau hat da überhaupt keine Chance.« Meine erste Lektion in Feminismus! Auch hatte sie eine unabhängige Einstellung zu manchen Positionen der Kirche. Eine Haltung, die ich vermutlich geerbt habe. Sie hatte keine Hemmungen, den Bischof und Pfarrer, so viel sie wollte, zu kritisieren, aber wenn irgendein Katholik dies öffentlich tat, regte sie sich darüber auf. Sie war ungehalten, wenn ein Katholik einen kirchenkritischen Leserbrief an die Lokalzeitung schrieb, denn wie sie sagte, sollten wir unsere Fehler nicht vor den Protestanten zur Schau stellen. Sie besaß einen gesunden Menschenverstand in Bezug auf Religion und hatte eine sachlich schnörkellose Haltung in ihrem Glauben, nicht übermäßig sentimental, aber auch nicht total verkopft.

Von ihr habe ich meine heftige Abneigung gegenüber Diktatoren und autoritären Herrschern übernommen. Hitler und Mussolini waren für mich der Inbegriff des Bösen, da sie Menschenwür-

de und Menschenrechte mit Füßen traten. Abends, wenn wir vor dem Schlafengehen zusammen beteten, hat Mutter darauf bestanden, auch für diese Diktatoren zu beten, auch wenn wir das nicht wollten. Vom Kommunismus haben wir damals nichts gehört, er schien uns einfach keine Bedrohung zu sein. Wir wussten natürlich, wer der Papst (Pius XII.) war, aber er war eine weit entfernte Figur, ohne jeglichen Einfluss auf unser Leben in der Kleinstadt Patton. Ich kann mich nicht erinnern, dass der Pfarrer oder eine Schwester in der Schule je den Papst zitiert hätte.

Wer in der Depression aufgewachsen war, bei dem hat diese Erfahrung bleibende Spuren hinterlassen. Wir lernten, sparsam zu sein und Dinge zu bewahren; wir lernten, unseren Teller leer zu essen und uns nicht zu beklagen; wir lernten, nichts zu verschwenden; wir schätzten das Wenige, das wir hatten, und lernten, damit auszukommen; wir lernten, miteinander zu teilen. Wenn unser Verhalten in späteren Zeiten der nachfolgenden Generation idiotisch erschien, weil wir so viel Umstände machten, nur um ein paar Cents zu sparen, dann war das der Tatsache geschuldet, dass die Gewohnheiten der Sparsamkeit fest in uns verwurzelt waren. Wir haben auch die Vereinigten Staaten, mit den uns gegebenen Möglichkeiten und Chancen, die sie boten, schätzen gelernt. Wir tragen die Narben dieser Erfahrungen, aber heute hat es den Anschein, dass es uns gutgetan hat. Von Anfang an hat Mutter uns klargemacht, wir könnten und würden uns aus der Armut, in der wir lebten, befreien, und sie sorgte dafür, dass wir die Mittel bekamen, um das auch zu tun. Durch all das hindurch hat sie sich ihre Würde bewahrt, und wir unsere auch.



Irgendwann wurde das alte Haus verkauft und wir mussten ein neues Heim finden. Damals war ich etwa zehn. Am anderen Ende der Stadt, nicht weit von Großmutter und Großvater, einer etwas besseren Gegend, kam ein Haus auf den Markt. Das Haus hatte sogar Heizung und heißes Wasser. Nur, das Problem war die Miete

von elf Dollar im Monat. Zu dieser Zeit hat Mutter gelegentlich außer Haus gearbeitet, wir Kinder haben ein bisschen zum Haushalt beigetragen, das Fürsorgegeld war gestiegen und das neue Haus hatte einen großen Garten, in dem wir unser Gemüse anbauen konnten. Schließlich haben wir beschlossen, umzuziehen. Es war nicht das Ende unserer Abhängigkeit von der Fürsorge, aber es war ein Hoffnungsschimmer, dass es vielleicht aufwärts gehen würde.

Mit dem Umzug kamen neue Freunde. Die meisten Kinder waren Protestanten, aber das schien meine Mutter nicht zu stören. Wie alle anderen Zehn- und Zwölfjährigen waren wir neugierig und an allem interessiert. Wir tauschten Informationen aus, besorgten uns *National Geographic*-Magazine (zu meiner Zeit brauchten Kinder die zum Zweck der sexuellen Aufklärung), und wir redeten endlos. Sex war kein verbotenes Thema, nur eines, worüber wir so gut wie nichts wussten, weil dieses Thema weder in einer öffentlichen noch in einer katholischen Schule existierte, und wahrscheinlich noch weniger in den Familien. Was wir wussten, hatten die meisten von uns von den anderen gelernt. Ich erinnere mich noch an den Tag, als ein Junge mir erzählte, sein Vater hätte gesagt, dass ein Mann vom »an sich herumspielen« verrückt werden würde – ein weit verbreiteter Mythos, den ich, während ich aufwuchs, immer wieder zu hören bekam.

Wir hatten auch alle unsere Pflichten. Meine waren das Holzhacken, die Öfen zu versorgen und hauptsächlich die Gartenarbeit, was mir sehr leichtfiel. Meine Salatzeilen waren schnurgerade. Ich lernte, die Tomaten und Bohnen hochzubinden und auch die Schädlinge von ihnen zu klauben. Ich züchtete verschiedene Arten von Salat und jede Menge Zwiebeln. Ganz klar, dass ich auf meine Gärtnerei stolz war. Meine Fleischtomaten wurden sogar von den protestantischen Nachbarn gelobt.

Die »Church of God«, eine der zwölf Kirchen in Patton, war drei Türen weiter auf unserer Straßenseite. Die Beter dort nannten wir »Holy Rollers« und Sonntagabends sangen sie ohne Ende. Wenn sie zur Kirche gingen und während ihrer Gebetszeiten untersagte Mutter es uns, vor dem Haus Karten zu spielen, besonders im

Sommer, wenn die Kirchenfenster weit offen standen und sie uns sehen konnten. Kartenspiel war bei ihnen verpönt und Mutter mahnte, wir sollten keinen Ärger erregen oder sie beleidigen. Damals haben Protestanten die Katholiken als lasch betrachtet, weil wir Alkohol tranken, Karten spielten, wetteten und sogar tanzten. Als ich noch ein Kind war, hat man in Pennsylvania auf die strikte Einhaltung der »blue laws« (puritanische Gesetze) geachtet.

In diesen Jahren wurde ich immer launischer, ich streifte durch die Wälder hinter dem Haus, pflückte Beeren ganz allein und tauchte ab in Bücher und Musik. Im Lauf der Jahre wuchsen meine Interessen und meine Begeisterung für die Schule, und ich saugte auf, was mir unterkam.

Wir hatten nicht viele Bücher zu Hause, aber jene, die wir hatten, habe ich mehrfach gelesen. Rückblickend glaube ich, dass ich mich den anderen Kindern im Hinblick auf sozialen Status unterlegen fühlte und deshalb versuchte, sie bei den Noten zu übertreffen.

In der siebten Klasse hatten wir einige Hobby-Veranstaltungen, bei denen die Schüler ihre Liebessammlungen oder -beschäftigungen präsentieren konnten. Ich hatte keine Vorstellung, wie viele Kinder Briefmarken, Bilder von Stars, Baseballspielern und Sängern sammelten. Ich dagegen hatte mit altmodischem Flugzeugkleber aus Streichhölzern ein kleines Dorf gebaut, mit einer typischen Dorfkirche in der Mitte, mit säuberlich angeordneten Reihen kleiner Häuser und Geschäfte, mit Bäumen, Blumen und dergleichen. Mein Bruder half mir, es zur Schule hinaufzuschleppen. Ich weiß auch noch genau, wann: Es war der 1. Dezember 1938.

Bevor wir das Haus verließen und ohne mein Wissen gab meine Mutter meinem Bruder ein paar Notenblätter mit und trug ihm auf, der Schwester zu sagen, dass ich auch Klavier spielte und das zeigen sollte, da das mein eigentliches Hobby war. Das kleine Dorf bekam etwas Aufmerksamkeit, aber längst nicht so viel wie das Klavierspiel. Ich begann mit Chaminade, fuhr fort mit Chopin und endete mit Rachmaninow. Die Schwester holte alle anderen

Schwestern der Schule in ihre Klasse, um mich spielen zu hören. Dann rief sie auch den Pfarrer an, er sollte zur Schule kommen. Am Tag darauf wurde meine Mutter gebeten, mich zur Schule zu begleiten; es gab viele Gespräche zwischen den Schwestern, dem Pfarrer und meiner Mutter. Schließlich beschloss der Pfarrer, dass ich Klavierunterricht bekommen und Schwester Leonilla meine erste Lehrerin sein sollte. Meine Mutter warf ein, wir hätten kein Geld für die Stunden, aber der Pfarrer meinte, Geld sei kein Thema, der Unterricht sei gratis, solange ich ernsthaft bei der Sache bliebe.

Wenn ich an diese ersten Stunden denke, erkenne ich, dass Schwester Leonilla eine hervorragende Lehrerin war, präzise, manchmal pedantisch; sie beherrschte die Grundlagen und konnte all das auffrischen, was ich allein gelernt hatte, dabei Lücken füllen und mich einige Schritte weiterbringen. Zwei Jahre lang hat sie mich unterrichtet, ohne dass je von Bezahlung die Rede war.

In der siebten Klasse musste ich eine schlimme musikalische Erfahrung machen. Kinder verschiedener Jahrgangsstufen waren zu einer Veranstaltung zusammengestellt worden, und so waren mein Bruder und ich in den gleichen Raum gebracht worden. Es war eine Amateurstunde, was damals sehr populär war, nur diesmal war es etwas anders: Anstatt vorher zu üben, musste man einen Zettel aus dem Hut ziehen, auf dem stand, was man zu tun hatte. Auf meinem Zettel stand: »Sing ein Lied.« Ein Siebtklässler singt nicht freiwillig, aber die Aufsichtsschwester – wahrscheinlich Mutter Pankratia – gab mir ein Liederbuch in die Hand, das auf der Seite mit dem Zapfenstreich geöffnet war, und sagte, ich solle das singen. Der Zapfenstreich war die denkbar schlechteste Wahl, da ich ihn noch nie mit Text gesungen gehört hatte, sondern nur als Hornstück kannte. Schlimmer noch, er weckte die schmerzlichen und verstörenden Erinnerungen an das Begräbnis meines Vaters. Als ich zu singen begann, brach meine Stimme mehrmals, und dann kam nichts Erkennbares mehr heraus, sodass alle Kinder lachten. Ernsthafte Junge, der ich war, brachte ich die Sache zu Ende, jedoch völlig neben den Tönen. Auch Mutter Pankratia lachte und sagte: »Der kleine George sollte eindeu-

tig besser bei seinem Klavierspiel bleiben.« Gedemütigt setzte ich mich wieder.

Beim Abendessen konnte mein Bruder es kaum erwarten, zu erzählen, was sich bei der Talentshow zugetragen hatte, und er trug die ganze Geschichte, mit passenden Ausschmückungen, vor. Er erwähnte zum Beispiel, dass Sandy Rogers, die hinter ihm gesessen hatte, ausrief: »Er singt, wie ein altes Pferd hustet.« Diese Geschichte hat die Runde gemacht, und jedes Mal, wenn Gäste oder Verwandte ins Haus kamen, wurde ich gebeten, für sie zu spielen. Unweigerlich sagte dann eines meiner Geschwister: »Aber bittet ihn nicht, zu singen.« Erst viele Jahre später, als ich nach Juilliard zum Hochschulstudium kam und eine Aufnahmeprüfung im Notensingen und Diktat ablegen musste, hat Susan Bloch, eine von Juilliards kreativsten Lehrerinnen, mein psychologisches Problem erkannt. Nachdem ich versucht hatte, nur ein paar Noten von dem Papier, das sie mir vorgelegt hatte, zu singen, erstarrte ich zur Salzsäule, was sie veranlasste zu sagen: »Erzählen Sie mir, was Ihnen und Ihrem Gesang widerfahren ist.« Ich wiederholte die Geschichte von der berühmten Talentshow und der daraus entstandenen Angst vor dem Singen. Sie war genau der richtige Mensch, um mich davon zu befreien und mir die nötige Sicherheit zu geben.



Ich war noch in der siebten Klasse, als die Schwester einen Herzanfall hatte und meine Mutter gebeten wurde, ihren Platz zu übernehmen. Als Laie an einer katholischen Schule zu unterrichten war damals eine Seltenheit: Die Schule hieß bei uns Schwesternschule, weil nur Schwestern dort unterrichteten. Da wir alle inzwischen in die Schule gingen, entschied meine Mutter, dass sie sich um die Familie kümmern und daneben auch unterrichten konnte. Aber angestellt zu sein und ein Gehalt zu beziehen, warf ein neues Problem auf: Wir würden unsere Unterstützung verlieren. Der Pfarrer schummelte, und erst später erfuhr ich, dass das eigentlich illegal war: Er zahlte ihr kein Gehalt und führte sie als

Ehrenamtliche. Und regelmäßig, mehrmals die Woche, fanden wir frühmorgens Körbe voll Lebensmittel, Obst, Gemüse, Fleisch, Brot, usw. auf der Terrasse vor. Er hatte beschlossen, meine Mutter in Naturalien zu entlohnen.

Aber es war nicht einfach, meine Mutter als Lehrerin zu haben. Sie forderte sehr viel von uns Weakland-Kindern, sie war richtig streng, versuchte aber, das zu Hause mit viel Liebe wieder wettzumachen. Ich wollte mich anpassen, verstand durchaus, dass sie keine Bevorzugung zeigen mochte, aber es kam mir schon etwas künstlich vor. Eine ihrer Spezialitäten war das Aufschlüsseln und Darstellen von Sätzen, eine Fähigkeit, die mich gut auf meine Lateinklassen an der High-School und auf dem College vorbereitete.

Anfang des nächsten Jahres bat mich der Pfarrer von St. George, der slowakischen Pfarrei, Organist zu werden. Dazu gab mir Schwester Leonilla wöchentliche Stunden in Orgel- und Klavierunterricht. Sie brachte mir den Umgang mit den Pedalen bei und zeigte mir, wie man ein gutes Legato an der Orgel erreicht, indem man die Finger auf den Tasten sehr schnell wechselt. Noch immer habe ich ihren weisen Rat in den Ohren: Sie sagte mir, Orgelspiel könnte für Pianisten nur dann schädlich sein, wenn sie in ihrer Fingerführung schlampig würden und so den vierten und fünften Finger schwach werden ließen. Sie sagte sogar, dass Orgelspiel einem Pianisten helfen kann, nur mit den Fingern ein gutes Legato zu erreichen, was ein großer Vorteil beim Spielen von Bach und der Barockmusik auf dem Klavier sein kann. Sie hatte völlig recht.

St. George hatte eine antike Pfeifenorgel mit einem geraden Pedalbrett. Später in meinem Leben habe ich so etwas noch öfters gesehen, besonders in Europa, und ich habe gern darauf gespielt. Der Chor sang hauptsächlich gut komponierte, sehr melodische, slowakische Hymnen, passend zu den Teilen der Messe, die sie begleiteten – wie ich später erfuhr, nennt man das »Sing-Messe«. Die slowakischen Hymnen zu Weihnachten und Ostern waren wunderbar und ich habe es genossen, dazuzugehören. Schwester Leonilla zeigte mir, worauf man bei der Begleitung eines Chores achten muss, damit die Orgel begleitet und trägt, ohne zu dominieren.

Aber die alte Orgel von St. George war ständig reparaturbedürftig und hat mich immer dazu gezwungen, um die kaputten Tasten herum zu improvisieren. Schließlich beschloss der Pfarrer, da eine Reparatur die Orgel kaum würde retten können, eine Hammondorgel zu kaufen. Es gab da nur ein Hindernis: Der Bischof, der bald zur Firmung kommen würde, hatte allen Pfarreien verboten, eine elektrische Orgel anzuschaffen. Unbeirrt kaufte der Pfarrer die Orgel trotzdem, ließ aber die Verschalung der alten Orgel bestehen und versteckte die Lautsprecher hinter den Pfeifen. Er wies mich an, die Hammond unbedingt wie eine Pfeifenorgel zu spielen. Ich hielt mich daran, benutzte kein Tremolo oder Vibrato während der Messe, verwendete viele der oberen Register und spielte nur saubere Barockmusik. Nach der Firmung dankte der Bischof dem Pfarrer für die schöne Feier und beglückwünschte ihn besonders zu der außergewöhnlich guten Pfeifenorgel der Kirche. Der Bischof bekräftigte stolz, dass, wenn schon eine kleine Kirche wie St. George sich eine solch exzellente Orgel leisten konnte, das dann jede Kirche können müsste. Aus dieser Erfahrung habe ich eines gelernt, nämlich, dass es ganz einfach ist, Bischöfe zu täuschen! Es versteht sich von selbst, dass mir der Pfarrer fünf Dollar extra dafür gab, dass ich den Bischof so gekonnt hinters Licht geführt hatte.

Im Alter von zehn Jahren war ich Ministrant geworden, und in diesen jungen Jahren habe ich mich vornehmlich mit religiösen Dingen beschäftigt. Ich war gerne Messdiener, baute mein Latein auf, habe niemals den Zeitpunkt verpasst, das Buch von einer Seite des Altars zur anderen zu tragen, hielt immer den Weihrauch bereit, und nahm jeden Wunsch des Pfarrers wahr. Wenn es darum ging, bei einer Hochzeit oder Beerdigung zu ministrieren, nahm der Pfarrer fast immer mich. Den Buben war es wichtig, bei solchen Anlässen schulfrei zu bekommen und sich auch ein paar Cents dazuzuverdienen. Die Höhepunkte des Jahres waren die Christmette und die Ewige Anbetung. Die ganze Familie nahm daran teil, besonders an der Christmette. Danach bekamen wir

etwas Milch, öffneten unsere Geschenke – und ab ins Bett. Ich erinnere mich an einen frühen Morgen, auf dem Heimweg nach der Mette, das Mondlicht glitzerte über den Schnee und ich war so glücklich, wie man als junger Bursche nur sein konnte.

Rückblickend kann ich sagen, dass ein Teil meiner religiösen Ausrichtung zu dieser Zeit schon erkennbar war. Ziemlich schnell und kaum wahrnehmbar floss das Ästhetische hinüber ins Religiöse. Ich habe das damals nicht analysiert, aber heute ist mir klar, dass da schon immer eine tiefe Verbindung zwischen beiden Erfahrungsbereichen bestand. Eines Nachts, ich lag im Dunkeln auf dem Wohnzimmerboden und hörte Schuberts *Sinfonie Nr. 5*, da spürte ich, dass Gott in der Musik und durch sie für mich gegenwärtig war. In den nachfolgenden Jahren habe ich diesen Moment, immer, wenn ich diese Sinfonie hörte, neu erlebt. Sie schuf in mir immer eine wunderbare Ruhe, ein Gefühl der Geborgenheit und spiritueller Gelassenheit. Ich habe das nie jemandem erzählt, es war mein Geheimnis.

In der vierten Klasse dachte ich zum ersten Mal daran, Priester zu werden. Zu Hause haben wir gerne Kirche gespielt. Das Klavier war der Altar, da es mit dem Rücken zur Wand stand, wie zu jener Zeit alle Altäre, und wenn der Deckel geschlossen war, bot es Platz für ein Glas und die Waffeln, die wir als Hostien benutzten. Erwartungsgemäß war ich damals immer der Priester. Manchmal inszenierten wir ein Begräbnis. Dann musste eine meiner Schwestern still liegen, damit wir um sie herum Kerzen aufstellen und sie beweihräuchern konnten. Dabei rezitierten wir alle Gebete in improvisiertem Fantasie-Latein. Liturgie hat mich fasziniert. Damals konnte ich diese Gefühle nicht zum Ausdruck bringen, aber heute kann ich sagen, dass sie mich immer in eine andere Welt versetzt hat. Man konnte Gottes Gegenwart in einer Aura der Heiligkeit spüren. Nach solchen Zeremonien fühlte ich mich heiler und voller, irgendwie verändert. Bis heute kann ich dieses Gefühl nicht angemessen beschreiben, aber für mich war es sehr real und ein wichtiger Teil meiner selbst. Irgendwie war es vergleichbar mit dem Gefühl, das sich einstellte, wenn ich gut Klavier gespielt hat-

te, erschöpft, aber glücklich und zufrieden. Vielleicht war es auch ein Weg, der täglichen Plackerei unseres Lebens in Armut zu entkommen.

Als ich in der achten Klasse war, wollte ich jemandem von meinem Wunsch, Priester zu werden, erzählen, aber ich scheute mich, Pfarrer Bertrand anzusprechen. Er war zu streng und unnahbar, obwohl ich bewunderte, wie nett und freundlich er mit meiner Mutter und uns allen in unserer Armut umgegangen war. Manchmal bat er mich, Namen ins Taufbuch einzutragen, den Rasen zu mähen oder sonst eine kleine Verrichtung zu erledigen, um mich dann fürstlich, mit einem Zehn- oder Zwanzigdollarschein, zu entlohnen. Er hat uns nie abschätzig behandelt, weil wir arm waren, sondern immer mit äußerster Wertschätzung und Würde. Auch sein intellektuelles Wissen beeindruckte mich. Gern gemocht habe ich weiter Pfarrer Basil von St. George. An ihn hätte ich mich leicht wenden können, aber ich spürte, dass es Pfarrer Bertrand als Beleidigung auffassen könnte, wenn ich zuerst mit Pfarrer Basil sprach. So vertraute ich Schwester Leonilla meinen Wunsch an, und sie sprach mit dem Pfarrer.

Eines Tages, mitten im Winter, sollte ich zu Pfarrer Bertrand ins Pfarrhaus kommen, um für einen Benediktinerpfarrer aus dem nahen Carrolltown Klavier zu spielen. Nach meinem kleinen Vortrag sagte Pfarrer Bertrand: »Ich werde George nächstes Jahr auf die High-School nach St. Vincent schicken.« In dem Moment hatte ich den Eindruck, dass diese Entscheidung ohne mich getroffen worden war, aber das stimmte nicht. Schwester Leonilla hatte mit dem Pfarrer gesprochen, und der wiederum mit meiner Mutter. Die Gespräche liefen über einige Zeit, da meine Mutter der Meinung war, ich sei zu jung, um auf die High-School zu gehen, aber der Pfarrer konterte mit überzeugenden Argumenten. Er bestand darauf, dass ich in Patton niemals eine erstklassige Ausbildung bekommen könnte, besonders nicht in Latein und Griechisch. Auch der Musikunterricht in St. Vincent wäre besser und ich könnte dort meine Berufung ausloten. Schließlich hat Mutter die Entscheidung mir überlassen, und ich entschied mich

für St. Vincent, die High-School der Benediktiner in Latrobe, die etwa sechzig Meilen entfernt lag. Wieder war Geld kein Thema und Pfarrer Bertrand versicherte Mutter, die benediktinische Gemeinschaft würde das alles übernehmen – und so war es auch.

Ein bisschen unglücklich war nur Schwester Leonilla. Ich wusste nicht warum. Ich erfuhr es erst viele Jahre später, als sie mir erzählte, dass ich mit dieser Entscheidung selbstverständlich ein Benediktiner, wie Pfarrer Bertrand und Pfarrer Basil, werden würde, wobei doch klar war, dass ich hätte Jesuit werden können. Die sind nämlich, sagte sie, der »Cadillac« unter den religiösen Orden, und da ich talentiert genug war, hätte man diese Möglichkeit ins Auge fassen müssen. Was mich betrifft, habe ich nie bereut, dass das nicht weiter erwogen wurde.

Auf meinen Schulabschluss nach der achten Klasse, im Frühling 1940, habe ich mich gefreut und ich wusste, dass die Schwestern, die mich unterrichtet hatten, für immer ein Teil meines Lebens bleiben würden. Auch meine Schulkameraden würde ich nie vergessen, denn wir waren uns nahegekommen, wie das nur in einer Kleinstadt möglich ist. Wir sind gut miteinander ausgekommen – wirklichen Ärger gab es nie, nur Wettkämpfe um Preise und Auszeichnungen. Einige Mädchen waren sehr hübsch, aber ich kann mich nicht erinnern, verliebt gewesen zu sein. Möglich, dass einige Jungen mich ein bisschen für eine Memme gehalten haben, denn im Sport, außer beim Schwimmen und Eislaufen, tat ich mich nie besonders hervor. Aber in meinem Beisein hat nie einer etwas gesagt. Ich war auf jeden Fall ein Streber, etwas großspurig und neunmalklug, und tatsächlich wahrscheinlich eine Spur unausstehlich mit meiner Angeberei. Bei der Schlussfeier trug ich eine Menge Medaillen, die ich für meine Noten und Beiträge zum schulischen Leben bekommen hatte.

In unserer Familie war ich der erste, der wegging; die anderen folgten, nachdem sie die High-School abgeschlossen hatten. Dieser große Exodus muss meiner Mutter viel Kummer bereitet haben, aber sie hat sich nie quergestellt und, glaube ich, war heimlich stolz auf unsere Selbstständigkeit; immerhin hatte sie uns dazu

erzogen, und auch darauf gehofft. Ihr Vertrauen in jeden von uns war unerschütterlich. Vielleicht hat sie über das Schicksal meines Vaters in den Jahren der Depression und der folgenden Zeit, nach dem Feuer im Palmer House Hotel, nachgedacht und es gut und klug gefunden, dass wir Kinder uns früh im Leben den neuen Herausforderungen stellten. Jedes Mal, wenn ich nach Patton kam und an meine Jugendjahre zurückdachte, habe ich gestaunt, welch gewaltige Opfer sie gebracht hat und wie weise sie war.

Im Sommer 1940, im reifen Alter von dreizehn Jahren, schickte ich meine Bewerbung an St. Vincent, eine Schule für Jungen, die sich mit dem Gedanken trugen, Priester zu werden und in den Benediktinerorden einzutreten. Die Annahme erfolgte umgehend, und so verbrachte ich den Sommer mit Vorbereitungen darauf. Es schien mir so weit weg zu sein, obwohl es doch nur sechzig Meilen waren! Zu den Neuerungen, die mich erwarteten, gehörte der Kauf eines Anzugs, denn dort mussten alle Schüler in der Schule ein Jackett tragen. So habe ich also in der Drogerie und im Schwimmbad gearbeitet und noch weitere Gelegenheitsjobs angenommen, um genügend Geld für einen Anzug zu verdienen.

Eine Woche vor meinem Abschied rief mich Pfarrer Bertrand in sein Büro im Pfarrhaus, um mir letzte Anweisungen mitzugeben. Sehr kurz und bündig, ohne jegliche Erklärungen, sagte er, ich sollte mich von Pater X fernhalten, da er »hinter kleinen Jungen her sei«. Sonst wünschte er mir nur viel Freude beim Lernen und gab mir ein paar Tipps, um mich in der Schule, in der er einmal Direktor gewesen war, besser zurechtzufinden. Schließlich sagte er mir noch, er müsse als Pfarrer jedes Jahr zum Schulanfang ein Formular über mein Betragen, regelmäßige Messbesuche usw. ausfüllen, aber ich sollte mir darüber keine Gedanken machen, er würde mir immer ein strahlendes Zeugnis ausstellen; er vertraute mir. Nur eine Viertelstunde dauerte die Unterredung, und draußen dachte ich noch länger über alles Gesagte nach. Mein Zuhause zu verlassen machte mir Angst, aber es war auch aufregend, denn eine neue Reise mit vielen Unbekannten lag vor mir.



Die Erzabtei St. Vincent in Latrobe, Pennsylvania,
vor dem Feuer vom 28. Januar 1963.